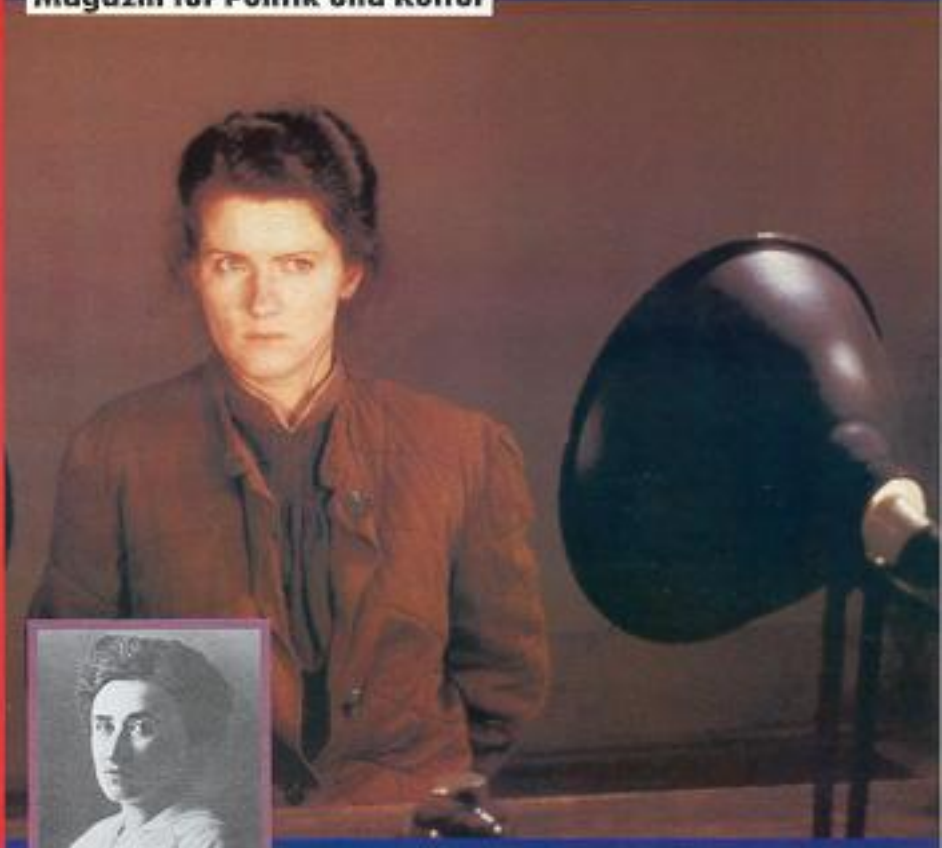
HEFT 4 APRIL 1986 6,- DM C 4143 E

# Konkret

Magazin für Politik und Kultur

**RAF-Häftling:**
Zu Tode ernährt

**AIDS:**
Rosa versus Virus



## Ein Leben wie im Kino

# Rosa von Trotta

# in konkret April 1986

## von Konkret

**Buch des Monats: Staatsstreich inklusive** von Otto Köhler
Jürgen Roths Reportage über den internationalen Waffenhandel: »Makler des Todes«

## an Konkret

**Einmal um die Dritte Welt** von Hermann L. Gremliza

**Richtiger Krieg ist langweilig** von Richard Baker
Schlagen sich die Ausgepowerten und Arbeitslosen an den Samstagen in den englischen Fußball-Stadien mindestens die Gesichter blutig, so ist der Sonntag schon immer und allerorten eher den feineren Schichten Anlaß für die hübschesten Aktivitäten. Londoner Jungmanager spielen vor den Toren der Stadt Krieg, um Führungsqualitäten zu entwickeln.

**Tod durch Ernährung** von Andreas Juhnke
Vor fünf Jahren, im April 1981, starb in einem Hamburger Krankenhaus Sigurd Debus. Offiziell hatte er sich das selbst zuzuschreiben nach einem 64tägigen Hungerstreik. Dennoch ist die Todesursache bis heute nicht geklärt. Er wurde zwar zwangsernährt, aber verhungerte an den verabreichten Infusionen.

**»Des einen Mannes Hunger ist des anderen Mannes Fest«*** von Christiane Grefe, Martin Herbst
Elf Abschnitte über den größten Ernährer aller Zeiten

**Das Pech der Juden in den Lagern der Nazis: Sie waren nicht nur Ausländer, sondern Juden** von Sabine Rosenbladt
Millionen Juden wurden von Deutschen ermordet. Die anderen Deutschen wollen davon nichts gewußt haben. Aber auch die Alliierten stellten sich dumm. Um nationalsozialistische Arbeits- und Vernichtungslager machten die Bomber einen ausreichenden Bogen. Niemand half den Juden, weil sie Juden waren. Der US-amerikanische Historiker David S. Wyman hat die Dokumente veröffentlicht.

**Worüber noch mit Reagan reden!.** von Jürgen Reents
»So sind die Sowjets eben: erst reden sie locker und unverbindlich über Abrüstung, und dann wollen sie sie tatsächlich. Kann es etwas Hinterhältigeres geben?«

**Langer Prozeß ohne Ende** von Helmut Lorscheid
In Düsseldorf stehen Jetzt führende Vertreter von Rheinmetall vor Gericht, weil es Irgendwie ja schon ein bißchen eigenartig ist, daß eine Munitionsfüllanlage, die den Papieren nach in Paraguay hätte arbeiten sollen, auf südafrikanischem Boden so tadellos funktioniert, daß sich alle Beteiligten nur fragen, wie das denn möglich war: Ein Wunder des internationalen Waffenhandels zugunsten der weißen Herren in Südafrika

**Geschichte wird gemacht. Aber wie!** von Otto Köhler
Daimler hat nicht nur Auto-Geschichte gemacht. Jetzt soll die Geschichte des Unternehmens, das auch einige braune Flecken hat, ausgebreitet werden. Was dabei herauskommt, läßt die Festschrift des Unternehmens ahnen: Klitterungen der allerfeinsten Art.

## Magazin

**BÜCHER** von Hannes Krauss

**I love the bomb** von Konrad Ege

In den USA hat sich in den letzten Jahren eine nukleare Popkultur entwickelt, die alles hinter sich läßt, was man an Befürchtungen haben kann. Nicht die Vernichtung durch die Bombe ist das Thema, sondern das Leben danach: in Frieden, Freiheit und ohne die Russen.

**Yoko Ono** von Diedrich Diederichsen

Die bestgehaßte Witwe, Mutter der Avantgarde und Erfinderin des Punk ging erstmals auf Tournee -mit einem Konzept vom Sternenfrieden.

**SEXUALITÄT KONKRET** von Martin Dannecker, Rosa von Praunheim

SCHÜTZT SAFER SEX VOR AIDS? ERHÖHT DIE KRITIK AN DER KAMPAGNE DIE KRANKHEITSZAHLEN? EIN STREITGESPRÄCH ZWISCHEN MARTIN DANNECKER UND ROSA VON PRAUNHEIM. MODERATORIN INGRID KLEIN

**Satirismus fuhrt zum Faschismus** von Horst Tomayer

Nikel, früher Pardon, dann transzendentale Meditation, neuerdings promoviert und Recycler von »Schmunzelbüchern« hat ein anthologisches Bändchen »Briefe an die Schwarzwaldklinik« herausgebracht. Tomayer sollte auch mitmachen dürfen, wurde dann aber gekippt. Sein Beitrag sei »sadistisch« und »gewaltverherrlichend«. Ist das wahr?

**Tomayers ehrliches Tagebuch** von Horst Tomayer

**Die Internationale tanzt** von Gertrud Koch

Margarethe von Trotte hat mit Barbara Sukowo in der Hauptrolle ihren Rose Luxemburg-Film fertig. Er ähnelt nur wenig dem Bild, das wir in unseren Köpfen von der Revolutionärin haben

**Neue PopliteraturWas wäre das Lesen ohne Musik** von Wolfgang Welt

**Der gute Geist vom Geisterhaus** von Isabel Allende, Mario Macias

Isabel Allendes Roman »Das Geisterhaus« hat mittlerweile die Dimension eines Mythos angenommen und gilt als neues Glanzlicht lateinamerikanischer Literatur. Die Auflagenzahlen steigen ins Uferlose, das Buch ist bislang in 14 Sprachen übersetzt. Mario Macias sprach mit der chilenischen Autorin über den Roman und dessen politische Botschaft

**Gremlizas express** von Hermann L. Gremliza

Konkret 04/86, S. 4

# von Konkret

1. Stefan Austs Buch »Der Baader-Meinhof-Komplex« ist in der bürgerlichen Presse sehr gelobt worden und steht auf Platz 3 der Bestsellerliste. Der Film zum Buch, »Stammheim« in der Regie von Reinhard Hauff, erhielt das Prädikat »besonders wertvoll« und den »Goldenen Bären« der Westberliner Filmfestspiele. Gratulation!

Auf der Seite, die als die Linke gilt, war Schweigen, und so blieb KONKRET mit seiner Kritik an Buch und Film ziemlich allein: »War nicht, was da in Stammheim aufbrach, von den Psychokriegern des Staatsschutzes planvoll herbeigeführt, und müßte die einfachste menschliche Achtung vor den dort zu Tode Gequälten nicht jeglichen Gebrauch so erpreßter Lebensäußerungen verbieten? « Gremlizas Frage fand beim Autor und beim Regisseur Antworten, die nun bemerkenswert sind:

»Es gibt viele, die sich nicht mit Stammheim auseinandersetzen wollen - auch Linke, die sich als Gralshüter der RAF fühlen und verhindern wollen, daß zum Beispiel die aggressiven Auseinandersetzungen zwischen den Gefangenen bekannt werden« (Aust).

»Die Leute, die uns von links kritisieren, sagen nicht immer ehrlich genug, daß sie das RAF-Angedenken in ein hohes Lied verklärt haben möchten« (Hauff).

KONKRET als Gralshüter der RAF, der deren hohes Lied singt?

So schnell geht das - nach bald zwölf Jahren harter politischer Auseinandersetzung mit der RAF und ihren Nachfolgern in KONKRET? Gratulation!

2. Hoch die internationale Solidarität: Die 20 Basken haben ihre Probleme mit Staaten, die sie vereinnahmen, ein- und abkassieren wollen. Die Regierung des spanischen Baskenlandes hat nun eine Expertenkommission eingesetzt, die die Ursachen der Gewalt im Baskenland untersuchen soll mit dem Ziel, Vorschläge zur »Bekämpfung der Gewalt und des Terrorismus« zu machen. Die Aufgabe ist schon die Antwort. Die baskische Zeitschrift »Argia« fragte dann auch bei KONKRET an, ob wir nicht mit Informationen über einen der Experten dienen könnten: Hans-Josef Horchem, langjähriger Chef des Hamburger Verfassungsschutzes, der sich - vorsichtig ausgedrückt - mindestens im Dunstkreis jener reaktionären Kräfte der Schwarzen Internationale bewegt, der die schwarz-schwarze Koalition in Bonn noch viel zu bunt ist. Der Bitte der Basken kamen wir nach. Sie konnten Horchem kennenlernen.

3. Damit es auch niemand übersieht: Als Heft 7 von »Sexualität Konkret« ist bereits seit dem 25. März »OPERATION AIDS« auf dem Markt und damit an den Kiosken und in den Buchhandlungen. Das 100seitige Heft zum Preise von zehn Pfennig pro Seite, herausgegeben von Volkmar Sigusch, Leiter der Abteilung für Sexualwissenschaft an der Universität Frankfurt, versammelt Beiträge namhafter, kritischer Sexualforscher nicht nur dieser Republik zu einer Krankheit, aus der in der Öffentlichkeit, nicht ohne Grund, mindestens eine Seuche gemacht werden ist. Das vorliegende KONKRET offeriert drei Einstiege in »OPERATION AIDS«: im Klatsch auf Seite 40, auf Seite 60 mit einem Auszug aus einem Streitgespräch zwischen Holger Mischwitzky und Martin Dannecker und Rosa von Praunheim, die sich seit ihrer gemeinsamen Arbeit an Praunheims »Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation in der er lebt« im Jahre 1970 eigentlich mehr aus dem Wege gegangen waren, und schließlich ist da noch auf Seite 70 die Bestellkarte für all jene in all jenen Regionen dieses Landes, wo es halt manchmal schwer ist, gewisse Druckerzeugnisse zu kaufen.

**4.** »Michael Gorbatschow« hat geschrieben an * den KONKRET-Leserservice. Er forderte ein Exemplar von LITERATUR KONKRET an und bestätigte seine Bestellung mit dem markigen Ruf »Rotfront verrecke«. Noch lange nicht.

5. KONKRET dokumentierte im Heft 2/86 nicht ohne Grund den Film »Mein Kind immer krank/Kindertränen« von Mehrangis Montazami-Dabui. Der Film über die Erkrankungen ausländischer Kinder in der BRD lief mittlerweile in einigen dritten Programmen dieser Republik. Die Kritiken fielen gut aus. In der »Frankfurter Rundschau«, die immer noch davon profitiert, daß man sie für links-liberal hält, formulierte man in der Rubrik »Der Kritiker meint« Einwände. Unter anderen diesen: »Weiterhin ging es nicht um Ausländerkinder in der Bundesrepublik, sondern genaugenommen um türkische Kinder in West-Berlin.« Daraus lernt man, daß es für die »Frankfurter Rundschau« DEUTSCHE, Ausländer und türken gibt. In dieser Reihenfolge. Der Rassismus hat viele Formen.

Die »Frankfurter Rundschau« macht sich weg. In welche Richtung? Auch das war in dieser Kritik nachzulesen: »Ferner konnte man dem Bericht den Vorwurf der Einseitigkeit nicht ersparen, denn zu den Angriffen, berechtigt oder nicht l fehlte

jegliche Stellungnahme der Gegenseite, in diesem Falle des Berliner Senats.« Unausgewogen, nicht!

Ausgewogen wird beim Metzger und - kleine Anleihe bei Achternbusch - die Frage »Haben Sie Hirn?« kann einwandfrei nur der Metzger beantworten.

Konkret 04/86, S. 6

**Otto Köhler**

# Buch des Monats: Staatsstreich inklusive

**Jürgen Roths Reportage über den internationalen Waffenhandel: »Makler des Todes«**

Das BKA hatte sorgfältig gezielt. Doch diesmal ging der Schuß nach hinten los. Im Dezember kam - wie branchenüblich - der Prospekt mit dem Frühjahrs-Programm des Hamburger Verlags Rasch und Röhring auf den Markt. Eines der angekündigten Bücher - Jürgen *Roth: Makler des Todes - Waffenhändler packen aus* - mußte das Bundeskriminalamt interessieren: »Killer im Auftrag des BKA«, hieß es in der Ankündigung.

Den Killer hat Roth in London getroffen. Er arbeitet für eine private Organisation, die mit verschiedenen Regierungen bei der »Terrorismusbekämpfung« kooperiert. Seine Tätigkeit begann er als Berater der »Special Forces« in Vietnam, erledigte später - wieder als »Berater« in Angola und Rhodesien »besondere Aufgaben« und besitzt eine funktionierende Weltanschauung: »Das Kriterium für mich und meine Leute, mit denen ich zusammenarbeite, ist eindeutig. Wir arbeiten für die westliche Lebensweise und gegen die kommunistische Gefahr.«

Arbeitsnachweis des Killers: Für die Briten jagte er IRA-Terroristen in Nordirland und ermordete IRA-Waffenschmuggler; für die Iraker organisierte er Kommandounternehmen gegen iranische Ölanlagen, und für die Spanier liquidierte er einen baskischen Separatisten in Frankreich.

Das heißt: Der Killer weiß, wie man delikate Aufträge im Ausland erledigt. Und darum bekam er im Frühjahr 1978 einen Anruf aus Wiesbaden vom BKA.

Was dann geschah, stand schon in der Verlagsankündigung vom Dezember, steht aber auch - und genau das wollte das BKA verhindern - im Buch, dessen achttausend Exemplare überall im Buchhandel, jedoch nicht mehr beim Verlag erhältlich sind. Als Auslieferungstermin hatte Rasch und Röhring den 28. Februar angekündigt. Darauf verließ sich das Bundeskriminalamt. Am 26. Februar traf in Hamburg ein Brief aus Wiesbaden ein, in dem das Bundeskriminalamt Autor und Verlag aufforderte, bis zum 28. Februar eine rechtsverbindliche Erklärung abzugeben, bestimmte Aussagen nicht weiter zu verbreiten. Widerstand war zwecklos. Denn in solchen Fällen droht ein Streitwert von 500.000 Mark. Allein die Prozeß- und Anwaltskosten müßten dem 1983 neugegründeten Verlag das Genick brechen, selbst wenn er in letzter Instanz siegen würde. So bekam das BKA seine Unterschrift, doch der Verlag hatte den Auslieferungstermin vorgezogen. Das BKA war seiner eigenen Hinterlist zum Opfer gefallen: wenn man die Unterlassungserklärung - so kalkulierte das BKA offenbar - erst unmittelbar vor der Auslieferung des Buches fordert, dann ist der Schaden für den Verlag am größten.

Die BKA-Geschichte, die der Verlag nicht mehr verbreiten darf, geht so: Das BKA hatte erfahren, daß IRA-Leute Waffen durch die Bundesrepublik transportierten, doch die Spur war den Kriminalisten in der Bundesrepublik verloren gegangen - die IRA-Schmuggler waren schon in Mulhouse, Frankreich. Auftrag für den Killer und seine Organisation: »Bringt uns die Leute nach Deutschland, da wir den Franzosen nicht trauen können.« Der Killer nahm einen erfahrenen Ex-Fremdenlegionär namens Yves Kergal mit. Auf einem Parkplatz bei Colmar fanden sie das Schmuggelfahrzeug. Es kam zu einer Schießerei. Kergal tötete einen der drei Waffenschmuggler. Weiter in dem vom Verlag zu unterlassenden Text: »Den anderen beiden sagten sie, daß sie nur noch wenige Sekunden hätten, um zu entscheiden, ob sie weiterleben wollten oder nicht. Sie spuckten alles aus, was die beiden BKA-Killer wissen wollten. Die Killer informierten das BKA. 'Das Bundeskriminalamt hatte die Situation sofort unter Kontrolle. Sie gaben uns detaillierte Informationen, was wir mit dem LKW und den IRA-Waffenschmugglern machen sollten.' Am verabredeten Ort wartete die Gruppe auf die BKA-Leute. Die kamen in einem VW-Kastenwagen, der in derselben Farbe und mit derselben Aufschrift wie der LKW bemalt war - getarnt als Transporter einer Lebensmittelfirma. Legal war es nicht, daß die BKA-Beamten die IRA-Schmuggler auf französischem Boden festnahmen - doch die Operation klappte. Eine halbe Stunden später waren sie mit ihren Gefangenen auf bundesrepublikanischem Gebiet.«

Unbestritten ist bisher jene andere Geschichte vom »Pistolenkreislauf«, die geeignet ist, mit dem etwa entstandenen, aber unbegründeten Verdacht aufzuräumen, das BKA habe grundsätzlich etwas gegen Waffenhändler. Der Pistolenkreislauf funktioniert, laut Roth, so: Ein Waffenhändler kauft im Auftrag bundesdeutscher Dienststellen, Pistolen oder andere Waffen in großen Mengen. Und die findet man dann bei Terroristen. Wie es sich ziemt, werden die Pistolen beschlagnahmt. Aber später tauchen sie erneut bei Terroristen auf. Und werden erneut beschlagnahmt.

Aussage des renommierten Waffenhändlers Günther Leinhäuser über das, was der einen »Mißbrauch des Waffenhandels« nennt- »Selbst das Bundeskriminalamt, BKA, versuchte, die Studentenbewegung in den sechziger Jahren zu kriminalisieren. Also Leute von uns sind von deutschen Diensten angesprochen worden, um Waffen zu liefern. Die haben sich zwar nie als Leute des deutschen Dienstes ausgegeben, sie hatten nur engen Kontakt zu ihm.«

Roth war in die Waffenhändler-Szene geraten, als er für das Fernsehmagazin »Monitor« über die katholische Geheimorganisation »Opus Dei« recherchierte. Einer der bekanntesten internationalen Waffenhändler Prinz Michel de

Bourbon offenbarte sich Roth als Mitglied des Opus Dei. Sein Glaubensbekenntnis: An der einen Hand halte ich eine Bombe, in der anderen einen Rosenkranz. Ich bin ein tiefgläubiger Mensch.« Der Prinz unterstützt den französischen Rassistenführer Le Pen. Er schätzt ihn wegen der Qualifikationen, die er im Algerien-Krieg zeigte. Bourbon: »Le Pen nahm einen Mann fest und fragte ihn, wo die Leute seien, die seine Kompanie angreifen wollten, die in Algerien stationiert war, um das Land zu beschützen. Dieser Mann sagte ihm: 'Von mir erfahren Sie nichts.' Er wurde in Stücke geschnitten. Um so schlimmer für ihn. Für mich hat die Einzelperson gegenüber einem Volk keine Bedeutung.«

Dieses gelebte Christentum weiß sich der Amtskirche eng verbunden. »Unser polnischer Papst ist der einzige, der den Mut hat, Richtlinien zu geben, und meine Beziehung zur Kirche erhält sich durch den Papst. Aber andere Priester sind für mich oft Linke, die in der Kirche Einzug halten... Ich finde meinen Mut wieder durch die Opfer der libanesischen Priester, die den Libanon verteidigen. Denn sie stehen in vorderster Linie und verstopfen sich ihre Ohren, während sie mit Maschinengewehren schießen. Diese Priester sind Heilige für mich.«

Heilig sind dem Prinzen, der von der Ungleichheit der Menschen und der Minderwertigkeit fremder Rassen überzeugt ist, auch die Waffenfabriken des Vatikans, über die er unbefangen spricht. Er nennt die Rüstungsfabrik Santa (»Heilige«) Barbara in Spanien und das Brüsseler Waffenunternehmen PRB. In beiden stecke das Kapital der Kirche.

Sein eigener Waffenkatalog reicht, wie er gern bestätigt, »von Teilen für Maschinengewehre, Pistolen, Granaten bis zur Munition diverser Kaliber - alles, um einen kleinen Krieg zu führen.« Der Prinz, der sich heute noch zur Inquisition und zum Vierteilen ungehorsamer Mitmenschen bekennt, mag vielen altmodisch erscheinen.

MacMillian Associates dagegen im englischen Reading genießt in Fachkreisen einen hervorragenden Ruf. Die Firma liefert zu Festpreisen den Putsch von der Stange. Der Ansus-Foundation in Amsterdam, der das Linksregime in Surinam mißfiel und die in Zeitungsanzeigen nach tätiger Abhilfe suchte, unterbreitete MacMillian am 22. Juli 1985 folgendes Angebot: »Ich bin in der Lage, für Sie das benötigte militärische Fachpersonal zu rekrutieren. Das sind insbesondere Ex-SAS-Elitesoldaten, Fallschirmjäger, Marinekommandos (Briten, Südafrikaner und Amerikaner) sowie Experten für Sprengstoffeinsätze, für Kommunikation, Medizin und Piloten... Die Rekrutierung des Personals wird voraussichtlich einen Monat ab Beginn Ihrer Instruktionen dauern. In dieser Zeit werden die notwendigen Impfungen und Reisedokumente beschafft werden.«

Eine genaue Kostenaufstellung für ein Söldnerheer von fünfzig Mann und einen Einsatz von drei Monaten lag bei. Der Putsch ist auch für gehobene Mittelstandunternehmen erschwinglich. Er kostet im Angebot von MacMillian 600.000 englische Pfund. Und die lassen sich, wie die Bürgerkriegslieferfirma mitteilt, leicht finanzieren: »l. Durch die amerikanische Regierung (CIA). Sie gibt möglicherweise Unterstützung, wenn sie erkennt, daß es im amerikanischen Interesse liegt, die Macht zu übernehmen... 2. Gesellschaften: Da Sie Bodenschätze erwähnen, gibt es eine hohe Wahrscheinlichkeit, daß eine große Minengesellschaft interessiert wäre, wenn Sie ein attraktives Angebot unterbreiten würden.«

Damit die Auftraggeber des Putsches nicht völlig die Hände in den Schoß legen müssen, erbittet MacMillian für die Vorbereitung des Aktionsplanes einige Informationen. Beispielsweise: »Fotos der Regierungs- und Militärführer und Instruktionen, ob sie gefangengenommen oder eliminiert werden sollen.«

Doch den Zuschlag für den Putsch in Surinam erteilte die Ansus-Foundation nicht dem britischen Bürgerkriegsunternehmen MacMillian sondern dem kanadischen Söldnerführer Captain Zack (»Töten ist mein Geschäft. Ich bin wie ein Tier. Ich rieche den Feind.«) Er ist teurer. Fünf Millionen Dollar. Aber jeder kann ihn sich leisten. Er bekommt nur Erfolgshonorar. Und das zahlt dann die Staatskasse. Als Trinkgeld gibt es - das ist vereinbart - dazu noch den Chefposten bei den 'Special Forces' der Surinamiwischen Streitkräfte.

Aber auch bei unzweifelhaft seriösen Geschäftspartnern wie MacMillian könnte sich unser Bundeskriminalamt allein schon für den Streitwert gegen Rasch & Röhring ein Viertel Staatsstreich in Südamerika bestellen.

---

Jürgen Roth: Makler des Todes. Waffenhändler packen aus. Verlag Rasch & Röhring, 224 Seiten, DM 32.-

Konkret 04/86, S. 8

# an Konkret

**HEILE TRAUMWELT**

**KONKRET 3/86: Horst Tomayer telefonierte mit Frau Mayerl zur Vergewaltigungsszene in der »Schwarzwaldklinik«**

Alle vier bis sieben Minuten wird in diesem unserem Lande eine Frau vergewaltigt. Für Beschäftigte im Krankendienst Alltag. Für Juristen ein alltägliches Problem. In der Öffentlichkeit immer noch tabuisiert und verschwiegen, verdrängt, (nur ab und zu eine reißerische Schlagzeile im Blut-Blättchen »Bild«).

Da wird nun in einer Familiensendung mit Millioneneinschaltquote das gezeigt, was tägliche Realität ist - und schon sind die Zuschauer zutiefst betroffen, empört. Argument: Die Kinder! Was müssen die wohl für einen Eindruck vom Leben gewinnen?

Doch nicht so deutlich zeigen, wie ein Mädchen von zwei Jungen überfallen, ihr der Slip runtergezerrt und kraft männlicher Potenz Gewalt angetan wird. Das paßt nicht in die heile weiße Traumwelt der deutschen Fernsehlieblingsklinik. Heile Welt, heile Familie - vielleicht ab und zu ein kleines Nötchen: das wollen die deutschen Zuschauer sehen - gelle.

KATHARINA HAMPL

LINDAU

**FATALER FEHLER**

**KONKRET 3186: »Stammheim - Hauffs Märchen-Film« von Dietrich Kuhlbrodt**

Richtig, wenn die bürgerlich-formalistische Schiene offengelegt wird, wenn gezeigt wird, wo und wie der Film mißbraucht werden kann und wird, von wem und zu welchem Zweck er gemacht scheint. Sehr bedenklich allerdings, wenn das Verhalten der hirnlosen Sponti-Anarchos (»Hände weg, das ist unsere RAF«) gerechtfertigt wird.

Der Film ist ohne Hintergrundwissen, als Film an sich, verschleiernd, unvollkommen, gefährlich. Er läuft auf bürgerlich-emotionaler Schiene aber dieser Fehler kann in reaktionärer Zeit doch auch eine Chance sein. Wie viele von uns haben denn als Terroristen-Sympathisanten auf dieser Schiene angefangen? Gerade weil dieser Film ein über die Szene hinausreichendes Publikum erreicht, sollte man daran anknüpfen und weiterentwickeln, nicht einfach vereinen aus Prinzip. Das Bewußtsein großer Bürgerschichten ist geweckt, es wäre ein weiterer fataler Fehler der Linken, diesen Ansatz nicht auszunutzen.

CHRISTOPH JAHNKE

KÖLN

**FAIRNESS**

**KONKRET 3/86: »Der Prosa-Becker« von Wolfgang Pohrt**

Mit seiner Feststellung, es sei »ein simples Gebot der Fairness, Beckers 'Bürgschaft' nicht als Gegenstand der Literaturkritik zu behandeln«, hat er möglicherweise recht. (Ich kanns nicht beurteilen, da ich das Buch nicht kenne.) Wenn er weit mehr als 300 Zeilen auf einen Artikel über das Werk verwendet, behandelt er es aber als Gegenstand der Literaturkritik. Hätte er wirklich fair mit dem Werk umgehen wollen, hätte er es gar nicht besprochen.

BENNO KIESELSTEIN

MÜNCHEN

**MERKWÜRDIG**

**KONKRET 3186: »Schwerelose Sachlichkeit«, Nicaragua-Bericht von Karl-Heinz Hansen**

Lange Zeit war es still um das Thema.

Die SPD hat die Debatte nun auf breiterer Front wiedereröffnet. Gekennzeichnet war und ist sie durch wohlwollende Skepsis (Klose, Wischnewski) bis hin zum Aufruf, die militanten Contras finanziell und politische zu stützen (Rechts-Professor Martin Kriele). Das Merkwürdige daran ist nur, daß es links von der SPD merkwürdig still geworden ist um den Gang der Dinge in Nicaragua. Was steckt nun dahinter: Desinteresse? Einverständnis mit den Linken in der SPD? Mangel an prononcierten Gegenpositionen?

Karl-Heinz Hansen hat versucht, letztere zu formulieren. Freilich begeht er einen Fehler: Wo von Klose und anderen zu wenig Bezug genommen wird auf den äußeren Bedrohungszustand, der (etwaige) Menschenrechtsverletzungen in Nicaragua zu erklären imstande wäre, tut Hansen ausschließlich das.

Die USA und die Contras müssen für alles herhalten, was an der Politik der Sandinisten zu kritisieren ist. Die politischen Gefangenen rekrutieren sich zur Hälfte aus ehemaligen Somozisten, zur anderen Hälfte aus »durch antikommunistische Agitation Verführte oder schlicht Kriminelle«.

Um der SPD die Meinungsführerschaft auf der Linken in bezug auf Nicaragua streitig zu machen, bedarf es da schon etwas mehr - einer detaillierten Analyse nämlich.

MARKUS DECKER

STEINFURT-BORGHORST

**NUR KEIN NEID**

**KONKRET 3/86:»Seht auf diese Stadt« Carl L. Guggomos über den Westberliner Sumpf**

Moment, liebe Leute, Moment.

Nach so offenherzigen Wahlversprechen kann man die Fete doch nicht einfach abblasen!

Also nur kein Neid, liebe Provinz, wenn es in Berlin mal wieder stärker stinkt und schmuddeliger zugeht als bei euch - und: noch ist es in Chicago lustiger als in Las Vegas - aber: Berlin ist wieder da. Es muß doch zu schaffen sein, aus einer unanständigen Halbstadt, eine anständige Halbweltstadt zu machen.

CARSTEN HUCHO

WESTBERLIN

**UNTERMENSCHEN**

**KONKRET 2/86: »Wieder ein Türke erschlagen« von Andreas Juhnke**

Ein Grund, um uns wirklich mal Nazis schimpfen zu dürfen, ein Vers, der mir gerade einfällt:

»Und so lange noch

auf Deutschlands Boden

unsere Wiegen in der Sonne stehen

gibt es Hände, die das Unkraut roden

das uns fremder Geist ins Land geweht«

Niemand streitet ab, daß in deutscher Vergangenheit Unrecht geschah, doch wir haben genauso das Recht wie alle anderen Länder, Nationalstolz zu entwickeln und gegen Überfremdung einzutreten. Siehe England (National Front), Schweiz (Vigilance), Österreich (NDP), Schweden usw. Wir sind also nicht die ewig Gestrigen, als die ihr uns gerne darstellen wollt.

Ich habe im Ohrläppchen mehr Grips als ihr im ganzen Schädel.

CARSTEN VEITH

NEU-ANSPACH

Nach »Stern«, »Spiegel«, »Zeit« usw. hat jetzt auch KONKRET sich der randalierenden Kahlköpfe angenommen und dabei das mit Abstand reizvollste Foto als Titelblatt gleich mitgeliefert.

Ein häßlicheres und abstoßenderes Porträt stand wohl nicht zur Verfügung? Da ist die Affinität zum kinderfressenden Untermenschen (und wenns auch nur kleine Türkenbälger sind) doch klar ersichtlich.

RÜDIGER SCHÖNFELDER

RECKLINGHAUSEN

**DER MÄRCHENPRINZ**

**KONKRET 3/86: Gremlizas Express**

Was soll eigentlich dieser eigenartige Rundumschlag gegen Henning und mich, auf so billigem Niveau? Na, es gibt doch größere bewegliche Ziele, oder?

Soll der Venske auf der Bühne denn sagen »Zitat Gremliza Ende«? Oder möchtest Du wieder mal finanziell von der Arbeit anderer profitieren? Ich hab Dir schon einmal geschrieben: wenn Du wüßtest, wovon wir so leben als Autoren, Du würdest Deine Zockerrunden auf St. Pauli vor Schreck und Scham auf der Stelle beenden. Dann dazu noch von hinten angemacht zu werden, das halte ich menschlich für reichlich mies. Das Blatt ist doch interessant und zuweilen sogar gut, hast Du es denn nötig, Dich auf unserem Rücken auch noch aufzuplustern, Deine skeptische Denkerstirn mit fremden Federn zu schmücken? Oder fehlen Dir für Deinen neuen Mercedes ein paar Verzierungen?

Hach, ist Gedankenfreiheit schwierig in diesen Zeiten!

NORBERT NEY

HAMBURG

*Sehr geehrter Herr Ney,*

*haben wir Sie richtig verstanden: daß ein Kabarettist, der bei hundert Bühnenvorstellungen und in einer Fernsehsendung einen Text vorträgt und im Programmheft wie im Abspann als eigenen ausgibt, obwohl ein anderer ihn verfaßt hat, nicht nur nicht verpflichtet ist, den Urheber um Erlaubnis zu fragen oder zu nennen, sondern diesen, wenn er sein Recht reklamiert, auch noch des Versuchs bezichtigen darf, sich an ihm, dem Kopisten ohne Recht, zu bereichern, weil der Bestohlene finanziell von der Arbeit anderer - des Diebes nämlich - profitieren und sich mit fremden Federn - der ihm entwendeten Beute - schmücken will?*

*Dann möchten wir Sie doch fragen: Finden Sie, von dem uns gesagt wird, er sei Vorsitzender des Verbands der Schriftsteller in Hamburg, nicht auch, daß es Ihres Amtes wäre, Autoren vor Dieben zu schützen, anstatt Diebe in schlechtem Deutsch mit der Enthüllung herauszuhauen, der Bestohlene habe Karten gespielt und besitze ein Automobil?*

*Sie finden nicht? Das haben wir befürchtet.*

*Neuer Konkret Verlag*

Lieber Gremliza, schön, daß ich nun endlich weiß, daß die besondere gelungene Formulierung »wir sind nicht die, die wir schon damals nicht waren«, von Dir stammt und in all ihren Variationen auf Deine urhebende Tätigkeit zurückzuführen ist. Ich erinnere mich daran, so etwas vor ca. 11 Jahren bereits auf der Tür eines Bockenheimer Lokus gelesen zu haben. Prüf das mal nach! Vielleicht wäre das noch so ein Klau, den Du anprangern solltest.

Die Sprechblasen über Rita Süssmuth im »Spiegel«, die Du so umfassend zitierst, haben auch eine Urheberin: mich.

Ich bin schon lange nicht mehr, was ich zwei Jahre lang mit Genuß war: Pflasterstrandredakteurin. In den vielen Jahren vor dieser Zeit und in den drei Jahren danach habe ich so manche Sprechblase abgesondert, stets mit Witz, Pfiff und Biß, versteht sich. Ich war auch schon mal KONKRET-Autorin.

Ich gestehe nun in aller Offenheit, daß mir das Prinzip »einmal Pflasterstrandredakteurin, immer Pflasterstrandredakteurin« erheblich besser gefällt als die Vorstellung, mein einmaliger Seitensprung in die KONKRET geriete mir nun auf alle Zeiten zum Vorwurf. Na, macht nichts. Die These »vom Szene-Blatt zum Bürgerblatt« wird schon noch irgendwie zu beweisen sein. Sie ist ja schön genug.

Verzeih das intime Du. Aber so waren wir alternativen Szeneautoren, stets vor uns hin volontierend, ja schon immer: eine stillose, graue, namenlose Masse.

DR. CORA STEPHAN

»DER SPIELGEL«

*KONKRET-Leserin Stephan hat recht: Das Wort »Ich bin nicht, der ich nie war« stammt von Konfuzius (551-479). -*

*D. Red.*

Konkret 04/86, S. 10

**Hermann L. Gremliza**

# Einmal um die Dritte Welt

Was ist in den Kopf eines Politikers, dem »nicht nur gewisse linke Überzeugungen bescheinigt werden, sondern auch eine nüchterne intellektuelle Ehrlichkeit«, alles nicht reingeht, will mir nicht in den Kopf. Nehmen wir nur ein Beispiel: was auf der Welt so los ist und wie es ein deutscher Sozialdemokrat nicht versteht.

Er hat also gewisse linke Überzeugungen, darunter die, daß der Staat der Reparaturbetrieb des Kapitalismus sei, und zieht daraus den Schluß, diesen Artikel, genannt bürgerlich-parlamentarische Demokratie, als Exportschlager auszuloben (wobei die Lizenzfrage nicht geklärt ist). Da er aber auch eine nüchterne intellektuelle Ehrlichkeit besitzt, will der Versuch gemacht sein, die gewissen Tatsachen zu konfrontieren:

Die Wirtschaft der BRD, das kann er nicht leugnen, ist exportabhängig; sie führt mehr Waren aus als ein. Das heißt: Andere müssen für unsere Produkte mehr ausgeben als wir für die ihren. Wir werden dabei reicher, die andern eigentlich weniger. Da keiner, kein Erster Bürgermeister i.R. und kein Campesino, freiwillig verzichtet, muß man sie ein bißchen zwingen. Wie das bis zur Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts geschah, beschreibt die ältere Kolonialgeschichte.

Was aber tat man, als die Gouverneure und Vizekönige in Pension geschickt werden mußten? Man »bereitete« die betroffenen Länder »auf die Unabhängigkeit vor«, sah also zu, daß die Regierungsgeschäfte an eine Klasse oder Schicht übergeben wurden, die bereit und fähig war, die Funktion des scheidenden Gouverneurs zu übernehmen, und der man die nötigen Mittel an die Hand gab, die Massen in Schach zu halten.

Die Formen der so entstandenen Regimes scheinen zwischen »Demokratie« und »Diktatur« zu schwanken - aber das scheint nur so: Gerade das Schwanken ist ihre eigentliche Form. Da ohne eine Befreiung von wirtschaftlicher Ausbeutung kein Diktator und kein Parlament die immer weitere Verelendung der Völker bremsen können, und doch die Illusion, daß es möglich sei, aufrechterhalten werden muß, entdeckte man den regelmäßigen Wechsel der Regierungsformen als Hort der Stabilität: Nimmt der Haß auf den Diktator bedrohliche Formen an, wird er von der bürgerlichen Partei - unter Assistenz der einschlägigen US-Dienste - gestürzt, und das dankbare Volk jubelt den Befreiern zu. Die setzen natürlich die Politik ihrer Klasse fort, bis der Volkszorn einen Grad erreicht hat, der nach einem in Panama US-geschulten Diktator verlangt. Diesen wird demnächst eine bürgerliche Opposition, die das Volk anführt und entmündigt, auf ein Signal aus Washington hin stürzen, wobei manchmal Pannen passieren wie kürzlich, als Reagans Sprecher Speakes den Rücktritt von Baby Doc bekanntgab, bevor er vollzogen war. Undsoweiter.

Die Duvaliers, der Wall Street getreueste Helfer beim Ausschlachten Haitis, durften noch nach ihrem Sturz eine große Rolle spielen. An ihnen, sozusagen am lebenden Modell, demonstrierten die USA ihrem Freunde Marcos, wie es Leuten ergehen kann, die auf Washingtons Wort nicht hören wollen: sie dürfen nicht zu ihrem Geld in die USA.

Marcos verstand und durfte. Und nun geifert alle Welt über ein paar Milliarden Dollar, die er als Diktator »verdient« hat, durch Korruption, wie es heißt. Aber wer hat denn da bezahlt? Die manchmal etwas übereifrige »New York Times« berichtet, beispielsweise stammten 80 Millionen Dollar aus der Kasse der Firma Westinghouse und waren sozusagen die Provision dafür, daß der US-Konzern ein Atomkraftwerk für 2,1 Milliarden Dollar an die Philippinen verkaufen durfte, die das nie brauchten und aus Sicherheitsgründen nie in Betrieb setzen werden. Was ist also Marcos vorzuwerfen? Daß er auf die Exportabhängigkeit der USA entgeltliche Rücksicht genommen hat. Verglichen mit den Bluthunden von Westinghouse blieb der große Diktator ein kleiner Kläffer.

Wahr ist, daß Diktatoren wie Marcos oder Duvalier & Sohn trotz der Provisionen, die sie verlangen, die billigere Version von Auftragsregierung sind. In den parlamentarischen Perioden wächst die Zahl der offenen Hände. Gab es zuvor die Zensur und die Propaganda gratis, so muß jetzt die Pressefreiheit gekauft werden (was man sich aber kostspieliger vorstellt, als es ist). Es kommt auch vor, daß einige besonders lukrative und völlig absurde Akte von Ausbeutung mit Rücksicht auf die regierende Partei unterbleiben müssen. Andererseits liegt die Schwachstelle im Reigen von Diktatur zu »Demokratie« und zurück ganz eindeutig bei der Diktatur: Die Opposition, die sie hervorruft, ist grundsätzlicher und durch das Ansehen, das der Tyrannenmord genießt, auch zur Gewaltanwendung legitimiert. Wer zu lange an einer Diktatur festhält, dem kann es ergehen wie den USA mit Somoza.

Nicht zuletzt diese Erfahrung hat die USA veranlaßt, diesmal rechtzeitig ihre Freundin Corazon Aquino nach Manila zu schicken, um den Vormarsch der Guerilla zu stoppen. Alle Wahlfälscherei konnte Marcos nicht retten, denn gleich wieviele Stimmen für ihn ausgezählt worden wären, die »FAZ« ließ ihm keine Hoffnung: Wie die Wahl ausgegangen sei, werde der US-Senator Laxalt mit einem Kopfnicken entscheiden, schrieb das Blatt in einem seiner taghell umnachteten Augenblicke.

Wenn aber der rechte Zeitpunkt verschlafen wurde und eine revolutionäre Bewegung zur Macht gelangt, muß alles unternommen werden, das mögliche Beispiel der Befreiung in ein Modell der Unfreiheit zu pervertieren: Wirtschaftlicher Niedergang durch Sperrung der Märkte, Blockade und Lieferboykott, Kündigung von Krediten und Entzug jenes lächerlichen Schmerzensgelds für die Ausgepreßten, das man Entwicklungshilfe nennt; Terrorkommandos aus den Kadern der gestürzten Diktatur, die ihr Killerhandwerk verstehen. Mit dem einen Ziel: daß die Revolutionäre nicht regieren können, wie sie es gewollt und versprochen haben, sondern einen Krieg führen müssen, der das Volk zermürbt, die bürgerlichen Sympathisanten schockiert und von der lästigen Pflicht der Solidarität befreit.

So ist der Zeitpunkt abzusehen, da einer kommt, dem »nicht nur linke Oberzeugungen bescheinigt werden« (die der »FAZ« nie so wertvoll waren wie an dieser Stelle), »sondern auch eine nüchterne intellektuelle Ehrlichkeit«, und seine sozialdemokratische Partei auffordert, »ohne falsche Rücksichtnahme deutliche Kritik bei Menschenrechtsverletzungen in Nicaragua« zu üben. (Der Warner heißt übrigens Hans-Ulrich Klose, könnte aber auch Meier, Müller oder Apel heißen.) Zur gleichen Zeit will der Präsident der USA die Contra-Banditen mit 100 Millionen Dollar ausrüsten, damit, wie Reagan sagt, die USA nicht ihre Jungs dort runterschicken müssen.

Was will die SPD, was wollen die »kritischen Freunde« Nicaraguas? Die Welt nach dem Godesberger Programm schnitzen? Den ausgebeuteten Völkern helfen? Zwei, drei, viele Soares schaffen? Oder die Wirklichkeit zur Kenntnis nehmen, daß es für die Staaten der Dritten Welt zwischen Ausbeutung nach dem Modell Marcos/ Aquino und einer gar nicht blumigen Revolution keinen Dritten Weg gibt? Sie weiß es natürlich und sie hat sich auch entschieden. Wenn sie jetzt auch noch sagen würde, wie - wäre es zwar vorbei mit der »gewissen linken Oberzeugung«, aber sie gewönne eine »nüchterne Ehrlichkeit«, immerhin.

Konkret 04/86, S. 12

**Richard Baker**

# Richtiger Krieg ist langweilig

**Schlagen sich die Ausgepowerten und Arbeitslosen an den Samstagen in den englischen Fußball-Stadien mindestens die Gesichter blutig, so ist der Sonntag schon immer und allerorten eher den feineren Schichten Anlaß für die hübschesten Aktivitäten. Londoner Jungmanager spielen vor den Toren der Stadt Krieg, um Führungsqualitäten zu entwickeln.**

Ein Held der westlichen Welt hinterläßt seine Spuren: Rambo. Der Retter. Der Erlöser. Der Kämpfer. Der Sieger. Er ist überall. Wenn man nur will. Jeder kann Rambo sein. Wenn man nur will und bereit ist, einige Dollars, Pfunde oder Märker springen zu lassen für die Teilhabe an einem Spiel, das einsten unter Räuber & Gendarme firmierte und nun, aufgedonnert wie die Zeiten und Helden sind, als »Survivial Game« daherkommt. Statt abzuschlagen werden die Gegner abgeschossen - nur so richtig weh tun, darf es auch jetzt noch nicht. Die Toten müssen weiterleben.

Ausgeheckt haben dieses weniger blutige denn bunte Spiel natürlich - wie könnte es anders sein - US-amerikanische Geschäftsleute, die - so will es zumindest die schon vorhandene Legende - sich am Ende einer schwer durchzechten Nacht für die solche Momente typische, weil schier endzeitliche Frage stellten, ob denn die Instinkte der Menschen in der Steinzeit - pirschen, jagen, fighten - hinübergerettet worden sind bis in den Straßendschungel von New York, ob diese Instinkte, so es sie noch gibt, geweckt, befriedigt und vermarktet werden könnten? Gesponnen und schon getan. Regeln wurden aufgestellt, an der Entwicklung einer Farbpistole mit einer Reichweite von dreißig Metern so lange gebastelt bis man mit diesem Gerät nicht nur zielen, sondern auch treffen konnte, und los ging es. »Survival Game« soll herauskitzeln, was einer drauf hat an Intelligenz, Stärke und Tapferkeit.

Briten griffen das Spiel auf und gaben der blossen Jagd nach den heldenhaften Instinkten, dieser großen amerikanischen Sehnsucht - Wim Wenders ganz allein in der texanischen Wüste auf der Suche nach seiner unehelichen Mutter. Der Tank ist leer - den zu erwartenden ideologischen Dreh mit dem wuchtigen Falkland-Sieg im Rücken und den gewerkschaftsverhetzten Arbeitslosen vor sich. »Survival UK« rekrutiert seine Mitspieler vor den Kinos, in denen »Rambo« läuft per Handzettel, auf denen das allerschönste Wochenendvergnügen versprochen wird: Manöver unter der Beteiligung mehrerer Gruppen, die so klangvolle Namen wie »The Yankees«, »Soviets« und »Vietcong« tragen. Die Mannschaften, in denen sich auch immer einige Damen nicht bloß zu karitativen Zwecken tummeln, stehen immer wieder vor der ewig gleichen, nicht sonderlich realistischen, aber ungemein motivierenden Aufgabe: eine befreundete Macht, eine feindliche Macht und mittendrin die schön-bunten Fighter von Survival UK in allen Rollen, die das dürftige Drehbuch vorgesehen hat.

25 Personen gehören zu einer Mannschaft. Jeder Mitspieler und jede Mitspielerin wird mit einer Farbpistole, einem Magazin Schrotkörnern, einer Schutzbrille ausgerüstet. Zum Outfit gehört schließlich eine Kriegsbemalung, die so dick aufgetragen wird, daß Außenstehenden auch nicht einen Moment in den Sinn kommen kann, hier werde der Ernstfall vorgeführt. Bevor es jedoch losgehen kann, droht der Schiedsrichter mit den Regeln, deren Mißachtung unbarmherzig geahndet wird. Erst einmal sind die Schutzbrillen immer zu tragen, zudem ist es verboten, aus nächster Nähe zu schiessen - das ist nämlich nicht nur feige, sondern auch schmerzhaft für den Getroffenen -, weiterhin ist es untersagt, zu rauchen, zu trinken, Kaninchen abzuschiessen und schließlich - ohne Zweifel für den Schiedsrichter besonders wichtig - auf den Schiedsrichter zu schiessen, der als Kriegsvater zweierlei in einer Person ist: Gesetzeshüter und Sicherheitsoffizier.

Und damit aus dem Spaß auch auf gar keinen Fall Ernst wird, droht jedem, der ihn aufs Korn nimmt, eine sofortige Anzeige wegen Körperverletzung.

Um die tapferen Kämpfer mit solchen in jedem Krieg vorkommenden Widrigkeiten wie verklemmten Schrotkugeln, beschlagenen Schutzbrillen und fehlerhaften Pistolen ein wenig vertraut zu machen, wird auch hier erst einmal geübt, ehe es in den Kampf geht. Dann aber ist es so weit: der Feind muß gejagt, die Pistolen müssen gezogen werden, die grell Geschminkten müssen sich tarnen und erschiessen lassen. Jeder Kriegszug endet, wenn die Fahne des Feindes, unbefleckt von irgendwelchen Farbspritzern, zur eigenen Heimatbasis gebracht wird. Damit der kriegs-, aber nicht kampfunerfahrene Nachwuchs, der in den meisten Fällen sowieso dieses Spiel nur als eine außergewöhnliche Form des Kampfes um die besten Plätze im Berufsleben ansieht, auch gleich erfährt, daß es viele Wege zum Sieg gibt, werden lhktiken und Strategien unterschiedlichster Arten exerziert. Da gibt es Kamikaze-Attacken, Geiselnahme und Verteidigungsschlachten, Überraschungsangriffe, Hinterhalte und vor allem immer wieder Tote. Tot ist, wer mit Farbe am Körper bekleckert ist. Farbtropfen, die von Bäumen herabfallen, zählen nicht, auch nicht ein Treffer am Kopf oder Hals. Damit die Wartezeit für die ersten Opfer einer jeden Schlacht nicht zu lange währt, ist die Dauer einer jeden Spielrunde auf eine Stunde begrenzt. Zeit genug für die frühen Opfer, einen Drink zu nehmen, neue Munition einzukaufen und mit der Absicht auf das Schlachtfeld zurückzukehren, jetzt aber alles viel besser zu machen.

Die Kosten für einen solchen Sonntagskrieg belaufen sich für eine Person, bei normaler Schießwütigkeit, leicht auf umgerechnet 600 Mark. Dieser Betrag ist nicht gerade dazu angetan - so wie es sich die Erfinder erhofft hatten - die

unterschiedlichsten »sozialen Klassen« mitspielen zu lassen. Man bleibt auch hier unter sich. Die Teilnehmer dieser Sonntagskriege stammen durchweg aus der gehobenen Londoner Mittelklasse, den Sloane-Rangers, die sich hier - nachdem sie wochentags immer so manierlich auszusehen haben - einmal richtig schmutzig machen dürfen. Mehr noch: Nach ihrer Einschätzung des alternativen Sonntagsvergnügens befragt, beteuern sie zwar durchweg die ganz offensichtliche Harmlosigkeit des Spiels - es sei gesund und sauber -, aber der therapeutische Effekt, daß man auch schon mal den Boss erschiessen könne, sei auch nicht zu unterschätzen. Manch einer gesteht, so ganz allein im Wald richtig Angst gehabt zu haben angesichts der Gefahr aus den Spritzpistolen, andere bekennen, alles zu opfern, um die gegnerische Fahne zu erbeuten, alle wähnen sich im Spiel als Führer. Nur einer hat das irgendwie alles mißverstanden: »Richtiger Krieg ist langweilig.«

Konkret 04/86, S. 16

**Andreas Juhnke**

# Tod durch Ernährung

**Vor fünf Jahren, im April 1981, starb in einem Hamburger Krankenhaus Sigurd Debus. Offiziell hatte er sich das selbst zuzuschreiben nach einem 64tägigen Hungerstreik. Dennoch ist die Todesursache bis heute nicht geklärt. Er wurde zwar zwangsernährt, aber verhungerte an den verabreichten Infusionen.**

Auf dem Obduktionstisch beim Gerichtsärztlichen Dienst in Hamburg lag am 17. April 1981 von 10.43 Uhr bis 14.30 Uhr die Leiche eines 38jährigen Mannes. Er hatte dunkles, mit grauen Strähnen durchsetztes Haar und dunkle Bartstoppeln. Ein blauer Plastikschlauch ragte aus seinem Mund, weitere aus der linken Brust und dem Penis. Beide Ellenbogen und die Unterarme waren übersät von Einstichen, über dem Bauch und an den Schenkeln fanden sich gleichfalls Spuren von Spritzen.

Sein Bauch war eine Handbreit unter Brustkorbniveau eingesunken. Der Körper machte einen abgezehrten Eindruck: Bei einer Länge von 194 Zentimetern wog er 54 Kilogramm. Die Rippen waren deutlich hervorgetreten. Der linke Oberschenkel hatte einen Umfang von 39, der rechte von 36,5 Zentimetern.

Vor den Gerichtsärzten Professor Janssen und Naeve, den Sektionsgehilfen Westphal und Teichner, dem Polizeibeamten König und dem Staatsanwalt Ketel lag, so hatte es der anwesende Rechtsanwalt Michael Nitschke bezeugt, Sigurd Debus, geboren am 7. Mai 1942 in Freudental, gestorben am 16. April 1981 um 10.59 Uhr im Intensivpflegezimmer 84 des Allgemeinen Krankenhauses Barmbek - unter scharfer Bewachung und ohne das acht Tage zuvor verlorene Bewußtsein wiedererlangt zu haben. Bereits am Nachmittag des 15. April 1981 hatte sein EEG Nullinie angezeigt.

Beim Öffnen und genauen Untersuchen der Leiche entdecken die Mediziner in der Schädelhöhle eine merkwürdige Veränderung:

*»Das Hirn erscheint insgesamt voluminös, das Oberflächenrelief ist deutlich abgeflacht. Beim sehr vorsichtigen Herauslösen des Gehirnes findet sich im Bereich der hinteren Schädelgrube, am Übergang zum verlängerten Mark und Rückenmark, eine ausgedehnte, ca. 2 x 3 cm große Erweichung des Hirngewebes, praktisch ist das gesamte sogenannte verlängerte Mark davon betroffen. «*

Weiter heißt es im Obduktionsprotokoll:

*» Über der Oberseite beider Hirnhälften, etwa in der Gegend der sogenannten Zentralwindungen. Li. und re. jeweils ein ca. 3 x 4 cm großer, unregelmäßig begrenzter dunkelblaurötlicher Bezirk. In diesen Bereichen ist der Raum unter der Spinnwebshaut bis tief hinein in die Hirnfurchen, von dunkelblaurötlich eingedicktem Blut ausgefüllt (..) Im Bereich der zentralen Hirnstammknoten findet sich eine insgesamt apfelgroße, unregelmäßig begrenzte blutige Erweichung.« »Die Hirnseitenkammern sind von teils flüssigem, teils geronnenem Blut ausgefüllt. Bei diesen orientierenden Schnitten ist nur andeutungsweise zu erkennen, daß auch die 3. Hirnkammer von Blut erfüllt ist. Bei der Darstellung der Kleinhirnunterseite ist zu erkennen, daß auch die 4. Hirnkammer von Blut ausgefüllt ist«.*

In einer Erklärung tags zuvor hatte die Justizbehörde den Eindruck erweckt, Sigurd Debus sei an den Folgen eines 64tägigen Hungerstreiks gestorben. Die Obduzenten kamen jedoch zu einem anderen Ergebnis: »Unmittelbare Todesursache ist ein Absterben von Hirngewebe mit Hirnblutungen und stark erhöhtem Hirndruck.«

Wie es zu dieser Hirnverletzung kam, ob durch einen Schlag oder durch die mangelhafte Dosierung der Nährflüssigkeit während der 27tägigen Zwangsernährung, ist bis heute nicht abschließend geklärt.

Seit fünf Jahren verschleppt die Hamburger Staatsanwaltschaft das Verfahren 134 Js 1063/81 »Todesermittlungssache Sigurd Debus«. Sein Tod, für den Verantwortliche zu benennen sind, wird nicht aufgeklärt. Die »besondere Fürsorge«, die dem Gefangenen Debus zugestanden hätte und nicht zuteil wurde, wird denen gewährt, die für seinen Tod die Verantwortung tragen: Den Ärzten Mendel Friedland und Friedrich Görlach, dem damaligen und heutigen Leiter des Strafvollzugsamts Arno Weinert, der Hamburger Justizsenatorin Eva Leithäuser (SPD).

Ausgerechnet Bauarbeiter waren es, die am 28. Februar 1974 in Hamburg-Wandsbek Sigurd Debus, Karl-Heinz Ludwig und. Wolfgang Stahl am Weglaufen hinderten, als sie, angetan mit Perücken und Sonnenbrillen, aus der »Volksbank« gerannt kamen, 87 300 DM in der Einkaufstasche und zwei amerikanische 9-mm-Revolver im Hosenbund. Zwar drohte der Fahrer des Fluchtwagens noch mit seiner Maschinenpistole, als er überwältigt werden sollte, doch weder er noch die anderen beiden machten, abgesehen von einem Warnschuß, von ihren Waffen Gebrauch.

Die drei, und der zuvor verhaftete Gert Wieland, wollten mit Anschlägen auf Innenpolitiker und Industrie-Repräsentanten Politik machen, mit sporadischen Kontakten, aber auch mit kritischer Distanz zur RAF.

Aus einem privat initiierten »Kapital«-Lesekreis heraus war Sigurd Debus zur »Bochumer Linie« der KPD/ML gekommen, hatte dort die »Rote Fahne« mitgegründet und seit etwa 1973 einen größeren Vorrat an Chemikalien angelegt, aus denen

die vier Bomben für die Hamburger Innenbehörde und das Gebäude des Bundesverbands der deutschen Industrie in Köln gemischt waren.

Wegen schweren Raubs in drei Fällen und der beiden Anschläge wurde Debus am 30. Mai 1975 zu zwölf Jahren Haft verurteilt. Erschwerend wurde angerechnet, daß der Angeklagte während der Verhandlung die Entführung des Berliner CDU-Vorsitzenden Peter Lorenz begrüßt hatte.

Zwei Jahre war Sigurd Debus als Untersuchungsgefangener in »strenger Einzelhaft« gehalten worden, nach zwei Monaten im Fuhlsbüttler Hochsicherheitstrakt kam er für zweieinhalb Jahre in den Celler-Trakt. Tägliche Leibesvisitationen vor und nach dem Einzelhofgang und tägliche Zellenrazzia kennzeichneten dort seine Haftbedingungen.

Im Januar 1979 wurde er nach Hamburg zurückverlegt, wo er wieder über ein Jahr im Untersuchungsgefängnis saß, dort aber gelegentlich Umschluß mit Helmut Pohl erhielt. Vom Februar 1980 bis zum Februar 1981 war er im sogenannten Normalvollzug in Fuhlsbüttel.

Mit einer Ausnahme - im Sommer 1979 und da nur für wenige Tage - hatte Debus bis dahin nie an den Hungerstreiks der politischen Gefangenen teilgenommen. Er glaubte nicht, daß die Verantwortlichen damit zu zwingen wären, die Haftbedingungen zu verändern.

Im Februar 1981 schienen ihm die Bedingungen günstiger. Äußerungen des damaligen Innenministers Gerhard Baum (FDP) gaben ihm die Hoffnung, daß die Hochsicherheitstrakte damit weggezwungen und er mit anderen politischen Gefangenen zu einer Gruppe zusammengelegt werden könnte. »ich bin ab heute im unbefristeten hungerstreik gegen vernichtung in isolation und trakts«, schrieb er deshalb am 11. Februar 1981 dem Hamburger Strafvollzugsamt. »ich fordere - die zusammenlegung der gefangenen aus der guerilla zu gruppen von mindestens 5 gefangenen, anwendung der genfer konvention auf die gefangenen aus der guerilla. kontrolle der haftbedingungen durch die internationale kommission zum schutz der gefangenen und gegen isolationshaft, die freilassung von günther sonnenberg.« Und, vierzehn Tage später: »in zusammenhang mit der hungerstreikerklärung weise ich ausdrücklich darauf hin, daß eine verlegung in den sogenannten normalvollzug von mir abgelehnt wird. es wird nur noch eine kollektive lösung im sinne der forderungen aus dem hungerstreik geben.«

Zusammen mit dem Gefangenen Hans-Joachim Gruschka begann Debus in Hamburg die Nahrungsverweigerung, die auch in zahlreichen Knästen des Landes stattfand. Am neunten Tag des Streiks wurden die beiden aus Fuhlsbüttel in das Untersuchungsgefängnis in der Hamburger Innenstadt verlegt, wo eine Station als 'Zentralkrankenhaus' (ZKH) eingerichtet ist. Das Knast-Hospital war schon Jahre zuvor wegen seiner mangelhaften medizinischen Ausstattung und der haarsträubenden hygienischen Verhältnisse selbst von der Bürgerschaft als eigentlich unbenutzbar und dringend erneuerungsbedürftig eingestuft worden.

Im ZKH übernahm Dr. Görlach die Betreuung der Hungerstreikenden. Dr. Friedland stand ihm als Vorgesetzter im Strafvollzugsamt zur Seite.

Auf einer Konferenz der Strafvollzugsärzte, 1975 in München, hatte Friedland in seinem Beitrag geschildert, wie er sich den Umgang mit hungerstreikenden Gefangenen vorstellt:

*»1972 fing ich bereits an mit Überlegungen, wie kann man einem organisierten Hungerstreik begegnen,«* erzählte er den versammelten Kollegen. *»Meine Damen und Herren, ich möchte dies mit allem Ernst sagen, hierbei handelt es sich nicht um Nahrungsverweigerer des herkömmlichen Stils, die nur aus Unmut oder psychopathologischen Ursachen, oder weil ihnen das Essen vielleicht nicht schmeckt, die Nahrungsaufnahme verweigern, sondern es handelt sich hier um Angehörige der sogenannten Roten Armee Fraktion, zu deren Kampf gegen den Rechtsstaat nicht nur Bomben gehören, nicht nur Maschinenpistolen, sondern auch der Hungerstreik, wenn sie in Haft kommen. Es ist also eine Fortsetzung ihres Kampfes gegen den Rechtsstaat, den wir auch als beamtete Ärzte mit zu vertreten haben, mit anderen Mitteln, das möchte ich ganz klar sagen. Ich meine, auch sagen zu müssen, wenn Jemand anderer Auffassung sein sollte, hat er meines Erachtens als beamteter Arzt im Dienste des Staates, bezahlt von den Steuergeldern unserer Bürger, nichts zu suchen. Da muß er die Konsequenzen ziehen, freie Praxis aufmachen oder etwas anderes tun. Dies ist ein Kampf und Fortsetzung eines Kampfes, den wir mit zu vertreten haben.«*

*»Wir sind in Hamburg dann, nachdem der Hungerstreik dieser Baader-Meinhof-Gefangenen 27 Tage gedauert hatte, dazu gekommen, auf dem Weg eines gemeinsamen Beschlusses mehrerer Ärzte, einschließlich zweier Klinikchefs aus Hamburger Öffentlichen Krankenhäusern jetzt zu erklären, es besteht akute Lebensgefahr und Zwangsernährung ist erforderlich. Diese Erklärung wurde von acht Ärzten getragen und unterschrieben. Sie konnte natürlich nur unterstellt werden, weil wir keine Untersuchungsbefunde hatten. Wir mußten unterstellen, es besteht jetzt akute Lebensgefahr, die im wesentlichen natürlich rechnerisch gewesen ist. (..) Die künstliche Ernährung mußte mindestens eine tägliche Kalorienzufuhr von 1700 bis 1800 als unterste Grenze haben. Wurde diese Grenze nicht erreicht, vielleicht dadurch nicht erreicht, daß die Gefangenen sich die Sonde wieder herausrissen, wurden sie mit Gewalt nach gefüttert, denn ein Hinnehmen einer unzureichenden*

*künstlichen Ernährung unter ärztlicher Verantwortung bei einer negativen Bilanz der Nahrungszufuhr, wäre nach meinem Dafürhalten dem Arzt anzulasten gewesen. «*

Genauso geschah es den beiden Hamburger Hungerstreikenden - mit einem bedeutenden Unterschied: Weder Hans-Joachim Gruschka, der drei Tage zwangsernährt wurde und dann den Streik abbrach, noch Sigurd Debus erhielten die von Friedland als »unterste Grenze« definierten Kalorien.

Um 1500 Kalorien bewegten sich die Werte der in stundenlangen Infusionen durch den Tropf in die Armvenen laufenden Nährflüssigkeiten. Die Unterfütterung hatte zur Folge, daß Debus gerade in dem Zustand gehalten wurde, den er zu Beginn der Zwangsinfusion hatte. Außerdem fehlten essentielle Beimischungen. Das sehen die Gutachter heute als die wahrscheinlichste Todesursache an. Doch zunächst versuchten die Ärzte es mit konventionellen Mitteln. Dreimal täglich wurde den Gefangenen Essen in die Zelle gestellt. Unberührt ging es an die Küche zurück. Am 12. oder 13. März eröffnete der zuständige Abteilungsleiter Quast dem Gefangenen Gruschka: »Ab jetzt kümmert sich der Verfassungsschutz um Sie.« Von nun an wurden auf der Station immer wieder Männer in weißen Kitteln gesehen, die offensichtlich weder zum medizinischen, noch zum Wach-Personal gehörten. Nichts über den Zweck ihrer Anwesenheit und ihre Tätigkeit ist bislang bekannt geworden.

Am 19. März erschienen Görlach und der Vollzugsleiter Köpcke in den Zellen und eröffneten den Gefangenen mündlich und schriftlich, »es besteht jetzt Lebensgefahr. Dieser Gefahr kann nur durch medizinische Untersuchung und Behandlung sowie Ernährung entgegengewirkt werden.« Der »Kampf« hatte begonnen.

Der Gutachter Naeve kam am 6. Juli 1981 über diese Entscheidung zur Zwangsernährung zu folgendem Schluß:

*»Gerichtsärztlich ergibt sich nach Studium der Krankenblattunterlagen kein eindeutiger Hinweis für das Vorliegen einer lebensbedrohlichen Verschlechterung des Gesundheitszustandes des S. Debus am 19.3.81.«*

Debus wog an diesem Tag 62,5 Kilogramm.

Am nächsten Tag ging es los. Debus in einem Brief an seinen Anwalt:

*»Um 11.05 Uhr stürmten acht mann (sanitäter) die zelle, packten mich an beinen, armen und an der hüfte, schleiften mich zu einer vor der zelle stehenden fahrbaren liege, warfen mich mit dem bauch nach unten darauf, verdrehten mir die arme und setzten sich auf die beine, preßten den kopf auf die liege. so gings ins zkh. dort legten sie mich auf eine liege. sie schnallten mich fest: an den beinen oberhalb der füße und an den oberschenkeln mit lederfesseln. über den unterleib mit einem ledergurt und über die brust mit einem ledergurt. beide unterarme mit fesseln an die liege. im zkh war görlach dabei. nach etwa 5 minuten wurde von görlach die nadel in den linken,* fixierten *arm geschoben. «*

Dieses »Schlachtfest«, wie es ein beteiligter Sanitäter ausdrückte, wurde einige Male wiederholt, obwohl die Gefangenen nur passiven Widerstand angekündigt und praktiziert hatten. Danach wurde die körperliche Gewalt unterlassen.

Durch den Infusionsschlauch tropften binnen Stunden 2000 ml Flüssigkeit. Ein Liter davon war Aminofusin als Baustein für Eiweißkörper, der andere bestand aus einer 20prozentigen Kohlehydratmischlösung. Ab dem 2. April wurden noch 250 ml der Fettlösung Lipofundin hinzugefügt.

Der Gutachter Kontokollias, Chefarzt der Anästhesie-Abteilung im Kreiskrankenhaus Uelzen, während und nach dem 2. Weltkrieg mit Hungerkranken beschäftigt, über die Nährflüssigkeit:

*»Gerade ausreichend, den Zustand, der mit Beginn der parenteralen Ernährung vorlag, aufrecht zu erhalten, «* wäre die Nahrung gewesen, die maximal 1500 Kalorien enthielt. *»Hier wird eine gewisse Eskalation vermißt an der täglichen Substitution von Flüssigkeit, Aminosäuren, Kalorien und Vitaminen, um den mit Sicherheit defizitären Energiehaushalt auszugleichen. In diesem Zusammenhang muß festgestellt werden, daß die Aminosäurelösung, die der Patient erhielt, Vitamin C, B6, B2 und Niazin beinhaltet, hingegen kein Vitamin A, B1, sowie B12 und K.«*

Weil jede genaue Aufzeichnung über die Zwangsernährung fehlt, weder Wasseraufnahme, noch Wasserverluste dokumentiert waren, bemängelt Kontokollias:

*»Hier entsteht der Eindruck, daß die behandelnden Ärzte über die Wichtigkeit solcher Maßnahmen, mithin auch der Dokumentation dieser Maßnahmen, nicht ausreichend informiert waren. Darüber hinaus ist unter diesen Bedingungen die Frage erlaubt, ob hier die Tragweite der parenteralen (unter Umgehung des Magen-Darm-Kanals, d. Red.) Ernährung als therapeutisches Eingreifen erkannt wurde und wenn nicht, welchen Zweck dann die Entscheidung der Zwangsernährung des Patienten Debus erfüllte. «*

Den Zweck, Sigurd Debus gerade in dem Zustand zu halten, in dem er nach 37 Tagen Hungerstreik war, erfüllte der Zwang - jedenfalls vorübergehend.

Immer wieder erbrach sich Debus am Abend. Am 26. März bemerkte er Blut in seinem Stuhl. Eine von ihm verlangte Pause bei der Zwangsinfusion wurde abgelehnt. Am 3 1. März, elf Tage nach Beginn der Behandlung, die ihn doch

eigentlich wieder zu Kräften kommen lassen sollte, ging es ihm schlechter denn je. Sein Gewicht lag jetzt bei etwa 61 Kilogramm.

Im Krankenblatt, das mit bemerkenswerter Schludrigkeit geführt wurde, findet sich für diesen Tag die Eintragung: »Allgemeinzustand fraglich verschlechtert«. Friedland und Görlach und zwei Ärzte aus anderen Krankenhäusern berieten über das weitere Vorgehen. Was diagnostiziert und angeordnet wurde, läßt sich aus den Unterlagen nicht ersehen. Die Eintragungen zeigen danach keinerlei Konsequenzen. Kalorienmenge an diesem Tag: 1219,20.

Fünf Tage später, am Wochenende des 4. und 5. April 1981, wurde eine dramatische Verschlechterung erstmals dokumentiert. Debus muß mit der Trage in seine Zelle gebracht werden, weil er umzufallen drohte. »Vertiefte Ein- und Ausatmung« wird registriert. Am Montag, 6. April, hatte sich sein Zustand weiter verschlechtert. Erstmals wurde eine Verlegung in ein öffentliches Krankenhaus erwogen. Rechtsanwalt Nitschke, der seinen Mandanten besuchen wollte, wurde an der Pforte abgewiesen. Obwohl Debus um 20 Uhr nicht mehr ansprechbar in seiner Zelle sitzend angetroffen worden war, notiert jemand mit unleserlicher Unterschrift in der Akte »keine Veranlassung für eine Verlegung«.

Am nächsten Tag, um 12.20 Uhr des 7. April, wurde Debus mit Blaulicht in das Krankenhaus in Barmbek gefahren. Er wog 58 Kilogramm.

Dort kam es zu einem rapiden Verfall. Am Abend bereits erkannte er weder Mutter noch Anwalt. Am 8. April lag er im Koma. Ab dem 10. April mußte er künstlich beatmet werden. Am 16. April um 10.59 Uhr war Sigurd Debus tot.

Welche Maßnahmen in Barmbek zu seiner Behandlung unternommen wurden, ist nicht bekannt. Entsprechende Unterlagen finden sich nicht bei der Akte und wurden auch den mittlerweile sechs Gutachtern nur in einem Fall vorgelegt.

Daß Debus an einer Hirnblutung starb, ergab zweifelsfrei die Obduktion. Wie diese entstand, ist bis heute nicht abschließend geklärt worden.

Der bislang letzte Gutachter Professor Köstering von der Universitätsklinik Göttingen, kam zu dem Ergebnis, daß ein »Vitamin B1 -Mangel, der zu lokalen Einblutungen in das Zentralnervensystem führte ... die Ursache des Todes« bei Sigurd Debus war. Der Sachverständige Kontokollias hatte auch darüber referiert:

*»Es läßt sich feststellen, daß die Anwendung der parenteralen Ernährung bei dem Patienten Debus nicht in angemessener Dosierung erfolgte. Darüber hinaus wurden die für die konkrete defizitäre Situation des Energiehaushalts geltenden Regeln nicht beachtet:*

*· keine ausreichende Kalorienzufuhr*

*· keine ausreichende Aminosäurenzufuhr*

*· fehlende Substitution von Spurenelementen*

*· fehlende Substitution von insbesondere B1 und Vitamin K*

*· fehlende Flüssigkeitsbilanzierung.*

*Für die Verletzung obiger Sorgfaltsregeln und die dürftige, äußerst mangelhafte Dokumentation ärztlicher und sonstiger Maßnahmen, zeichnet sich die Leitung des Zentralkrankenhauses der Justizbehörde der Freien und Hansestadt Hamburg verantwortlich«.*

Liegt hier der Grund, warum das Ermittlungsverfahren bis heute verschleppt wurde? Die Staatsanwaltschaft hat bis zum heutigen Tag noch keinen einzigen Beteiligten vernommen. Der als Obergutachter vorgesehene Professor Naeve ist am 22. September 1985 gestorben, jetzt sitzt Professor Janssen über dem Papier.

Rechtsanwalt Heinrich Hannover, der im Auftrag der Familie von Debus seit Jahren vergeblich wenigstens auf die Vernehmung der Zeugen drängt, bereits 1983:

»Nach dem bisherigen Ermittlungsergebnis besteht der dringende Verdacht, daß der Tod des Herrn Debus von den Verantwortlichen mindestens fahrlässig in Kauf genommen worden ist. Ob dies in Form des Unterlassens oder des aktiven Tuns (traumatische Einwirkung) geschehen ist, kann bisher nicht als ausreichend geklärt angesehen werden.«

Die traumatische Einwirkung, ein Schlag auf den Kopf, der die Blutung provozierte, wird in den Gutachten mittlerweile »mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ausgeschlossen«, allerdings wurde auch nie mit allem Nachdruck in dieser Richtung geforscht. Die Unterlassung bei der Ernährung jedoch ist manifest. Konsequenzen für die dafür Verantwortlichen gab es bisher nicht.

Konkret 04/86, S. 22

**Christiane Grefe, Martin Herbst**

# »Des einen Mannes Hunger ist des anderen Mannes Fest«*

**Elf Abschnitte über den größten Ernährer aller Zeiten**

1. Dieter Thomas Heck, Uschi Glas, die Oberbürgermeister von Hannover und Köln, Bürgermeister aus Düsseldorf, Lübeck und Stuttgart, der Staatskanzleichef und der Jugendsenator aus Bremen, die Bundestagsabgeordnete Edith Strumpf, die Jakob Sisters und viele Sportler: sie alle halfen allein 1983 tatkräftig mit, als McDonald's für den Big Mac karitativ Werbung machte: von jedem verkauften Doppeletagenklops fließe eine Mark in den Bau eines Kinderspielplatzes, versprach der Konzern und wurde dafür heftigst auch vom Münchner Bürgermeister Wilfried Zehentmeir gelobt, auch wenn der kurze Zeit später sich darum sorgte, die Münchner Fußgängerzone könne zu einer »Hamburger- und Currywurst-Zeile« verkommen... Auch gemeinnützige Organisationen wie das deutsche Kinderhilfswerk zeigten Verständnis für die Interessen des Rattenfängers von Chicago, der so ungesundes Essen verkauft, daß er sogar in seiner Werbung auf die Notwendigkeit auch anderer, zusätzlicher Lebensmittel verweist. Mit einem »herzlichen Dankeschön« jedenfalls reagierten die vermeintlichen Anwälte für die Rechte der Kinder auf die MacDonald's -Spielplatz - Aktion, und die Kinderhilfswerksgeneralsekretärin Jeanette Becker persönlich schlug den Hamburger Händlern einen Deal vor: »Natürlich werden wir«, schrieb sie, »bei den zukünftigen Projekten besser berücksichtigen, daß es sich um einen Kinderspielplatz in Ihrer Nähe (bzw. in derselben Stadt) einer MacDonald's-Niederlassung handelt«.

2. »Spendet! Spendet! Spendet!« Wie ein fundamentalistischer Prediger mit Schaum vor dem Mund schnaubt der Komiker Jerry Lewis den Leuten ins Gewissen. Dazu trägt er etwas Glitzerndes in Schwarz. Alljährlich bietet sein »Jerry Lewis Telethon« zugunsten an Multipler Sklerose erkrankter Kinder die gelungene Mischung aus Show, Business und Good Deed of the Day. Politiker, Firmen und Stars stehen Schlange, um ihre Schecks vor Millionen Zuschauern bei 259 angeschlossenen Fernsehstationen in den USA öffentlich abzuliefern. Eine ganze Nacht lang dauert das Charity-Halli-Galli. Manche singen noch was Sanftes; man übertrumpft sich gegenseitig mit Rührungstränen und Abendgarderobe. Auch kranke Kinder tauchen auf - freilich nur lächelnd, strahlend, im Fernsehen ohnehin weit genug weg. Vor allem aber steigen nach und nach die beschlipsten Mitarbeiter der Firma McDonald's auf die Bühne, schütteln dem gerührten Blödeler die Hand und überreichen die Sammelergebnisse ihrer einzelnen Stores für »Jerry's kids«.

Tusch! Nur die besten Mitarbeiter haben ins Fernsehen gedurft - handverlesene PR-Vertreter. Wochen vorher schon ist in den 6000 MeDonald's-Buden nach intern gleichlautender Firmenanweisung die Multiple Sklerose-Aktion als Werbemaßnahme für die Produkte Banana-Shake, Chicken McNuggets und Diät Cola, alle neu im Programm, genutzt worden. Neun Cents pro Shake gehen an die MS-Stiftung für manchmal todgeweihte Kinder, wobei besonders makaber ist, daß es durchaus Mediziner gibt, die die schädlichen Wirkungen von allzuviel Junk-Industrie-Ernährung für diese Krankheit verantwortlich machen. Zusätzlich wird der »fun fund raiser« ausgestellt - die »Spenden-Spaß-Spardose«.

In der Bundesrepublik nutzte McDonald's die Eröffnung des 200. Restaurants für eine 20.000-Mark-Spende an die »Bayerische Multiple Skelrose-Gesellschaft«. Firmenchef Walter Rettenwender höchstselbst ließ sich mit. der Schirmherrin, der Tochter des Bayerischen Ministerpräsidenten, ablichten. Längst hat sich aber auch schon eine sozialdemokratische Schirmherrin gefunden: Bundestagsvizepräsidentin Annemarie Renger schenkt ihren Namen für das erste »Ronald McDonald House« auf deutschen Boden. In Gießen, gleich neben der Uniklinik, schafft McDonald's Aufenthaltsmöglichkeiten für Familien, deren schwerkranke Kinder in Spezialkliniken behandelt werden müssen. Dekoriert sind die amerikanischen Vorbilder innen und außen mit »Hamburgern«, Pommes-Frites-Dickichten und dem Firmenclown.

3. »Wenn man in diesem Geschäft arbeitet«, meinte McDonald's-Begründer Ray Kroc, »dann arbeitet man im Show-Geschäft. Jeder Tag ist eine neue Show. Das ist wie bei einem Broadway-Musical. Wenn sie deine Melodie mitsummen, dann hast du Erfolg gehabt«. Dafür, daß wir die Melodie alle mitsummen, gibt McDonald's 415 Millionen Dollar im Jahr allein für Werbung aus - und der Kapitalismus demonstriert seine Vereinbarkeit mit allem und jedem. Wenn also das traditionelle Fußballspiel »Temple« gegen »Delaware« University alljährlich stattfindet, dann verteilt der Hamburger-Konzern bei der einen Mannschaft Buttons mit dem Ausdruck »Beat Temple!« - und entsprechend bei der anderen ebensolche, die anfeuern: »Beat Delaware!« Am Schluß stehen im Stadion alle auf einer Seite: auf der des größten Ernährers aller Zeiten.

4. LIEBE UND BIG MAC

Die Liebe ist wie die Herstellung eines Big Mac:

Die Körper sind beide aus Fleisch in harmonischer Bewegung.

Die köstlich-heißen Brötchen umschließt der Körper in liebevoller Umarmung

Die Küsse sind wie ein feuchter Schuß Tartarsoße.

Die sich anbetenden Herzen sind heiß wie Zwiebeln.

Die Hoffnungen, noch Kinder, sind grün wie der Salat.

Der Käse und die Gurken geben den Geschmack nach mehr.

**(Aus. »Quartareo«, McDonald's-Hauszeitschrift in Brasilien)**

5. Die McDonald's-Bude in EI Salvador wird von einem Soldaten mit Maschinengewehr bewacht. »Wie arbeiten Sie dort?«, fragte 1983 fasziniert eine Fachzeitschrift den Konzernherrn Edward H. Schmitt. Drauf der: »Mit größten Schwierigkeiten. Zum Glück waren wir in diesen Ländern, bevor dort der ganze Ärger begann. Ich kann Ihnen so genau leider nicht sagen, was eigentlich los ist in EI Salvador, denn wir trauen uns ehrlich gesagt nicht, überhaupt einen von uns da runter zu schicken. Kürzlich waren aber ein paar unserer Leute in Nicaragua. Es scheint, daß uns die Sandinistas dort akzeptieren, denn sie lassen uns weiter Geschäfte machen. Allerdings weiß ich, daß wir aus diesen Gebieten kein Geld rauskriegen. Irgendwo da unten schwirrt ein ganzer Haufen lokaler Währung von uns herum, aber ich weiß nicht, wo das Geld ist«.

6. »We are in the people business« - wir sind eine »Leute-Industrie«, so schwärmen die Leute von McDonald's unisono und meinen damit nicht nur ihre Rolle als Dienstleistungsunternehmen, sondern auch den internen Corps-Geist. Wie Abkommen des Konzern-Schöpfers Ray Kroc (»Kroc, our founder, always used to say ... «), funktionieren sie bis zur letzten Formulierung perfekt als verkörperte Corporate Identity. Allen voran Richard Starmann, Vice President Communications im Welt-Hauptquartier in Oak Brook bei Chicago.

Starmann läßt sich vom Fernsehteam in einem kargen Vorlesungssaal der »Hamburger University« drehen, stinkseriös und nichtssagend, sodaß man erstmals glaubt, was man zuvor nicht glauben wollte: daß das Bulletten-Studium in diesem firmeninternen Ausbildungszentrum tatsächlich staatlich anerkannt ist. Dabei kommen allerdings nicht all die zahllosen Kroc-Statuen, -Gemälde und -Büsten ins Bild, die US-Flaggen und anderen patriotischen Verzierungen, von denen es in der Hamburger University nur so wimmelt; und auch im Headquarter unterliegt der Kameramann allerstrengster Kontrolle, als er weitere Reliquien aufzunehmen versucht, etwa den wie ein Stück von Jesus Leichentuch aufbewahrten Multimixer, mit dem der Tellerwäscher-Aufsteiger Kroc einstmals zu tingeln pflegte. Millimeternah hängen Starmanns Mitarbeiter an den Schürzen des Kamerateams und verfolgen es noch bis an den Rand der Toilette...

Denn Mr. Vice-President weiß: »Ich glaube, daß wir das Pech haben, als Symbol des sogenannten 'bösen' US-Imperialismus angesehen zu werden. Ich vermute, daß unsere Freunde von Coca Cola das gleich Problem schon kennen ... « Mit unbeweglicher Mine in einem Babyface, das die Naivität einer wahren Gut-Böse-Welt widerspiegelt, wie er sie wohl bei den »Special Forces« der US-Armee lernte, läßt Starmann beim Interview Konzern-Seifenblasen aufsteigen. Daß er am liebsten »Schweinsbraten mit Kneidl« mag und das am liebsten beim Münchner »Feinkost Käfer«, das gesteht er nur bei anderer Gelegenheit. Und auch das: »Ein Ende unseres Wachstums gibt es nicht! Wenn Sie, nur an die Welt denken, allein die westliche, freie Welt: die westliche Welt hat etwa drei Milliarden Menschen, die von McDonald's immer noch unberührt geblieben sind. Es wird niemals den Satz geben: 'Dort stellen wir kein McDonald's hin'«.

7. Es ist Nacht in Florida. Nur noch das Licht der McDonald's-Bude am Highway brennt. Ein Wagen fährt vor. Gespenstisch verkleidete Männer mit Gasmasken steigen aus, die chemische Keule in Flaschen auf den Rücken geschnallt. Bugs Burger ist da. Schweigend beginnt die Demontage, werden Theken, Tische, Küche mit Plastik-Planen abgedeckt. Hier und da lugt ein Weichbrötchen, eine Apfeltasche, ein Ei hervor. Dann ist alles im Nebel: stickig, beißend, schneidend. In jede Ritze dringen die Männer mit ihren Sprühgeräten vor, als wollten sie auch noch das letzte bißchen Widerstand im konformen Hygiene-Areal beseitigen. Ein dichter Film bleibt überall liegen. Die Männer verschwinden.

»Ungeziefer killen ist mein Leben, und ich liebe das«, freut sich der Kammerjäger Al Burger. »Es werden sehr starke, sehr giftige Chemikalien verwendet«, erklärt er stolz. »Man muß sich selbst vor ihnen schützen«.

Hygiene war schon immer auch Ray Kroes Fimmel: «Ich war mir noch nie zu fein, einen Mob zu nehmen und den Fußboden einer Toilette zu wischen, selbst dann nicht, wenn ich einen guten Anzug trug«, schwärmt Kroc in seiner Biografie. So wie er sich selbst gern »Tiffany 's of the Hamburger Business« nennt, schwärmt Al Burger: »Wir sind der Cadillac der Ungeziefer-Kontroll-Industrie!« Ein strammer Vertreter der Marktwirtschaft, der von der Konkurrenz als von seinen »Feinden« spricht. Ziel seiner Gasmaskenaktion im McDonald's und in anderen Restaurants ist die

»Nullpopulation« bei Ratten, Mäusen, Kakerlaken - und allen anderen unamerikanischen Aktivitäten.

8.»Wendy's« macht Werbung. Finstere Atmosphäre in einer schummrigen Kneipe, die nach Mist und Strohballen zu riechen scheint. Männer in Uniformen - düstere Gestalten mit Bärenschultern und Bartstoppeln. Einer von ihnen, mit vielen Kommunistensternen an der Brust, brüllt zackig den Modenschau-Conferencier: »Sssiie Morrning Drrrrräss!«, kündigt er das Modell für den Morgen an. Es erscheint eine dicke blonde Kolchose-Matrone mit Kopftuch auf dem Laufsteg - ganz in grau. Balalaika-Musik. »Ssiiiiiie Afternooon Drrrrrässs!«, ruft der Russe. Die gleich Frau erscheint mit dem gleichen Kleid - jetzt für den Nachmittag. Und nochmal brüllt der Russe: »Sssiiiiiie Ivvening Drrräss!« Das Abendkleid: schon wieder das gleich graue Sack-Gewand. Armer Russe! Gut, daß es die einfältige Hamburger Vielfalt von Wendy's gibt, wo jeder *ganz individuell* entscheiden kann, ob er eine Gurke, eine Zwiebel oder eine Käsescheibe oder alles zusammen oder gar nichts haben will... Wie meint doch McDonald's ganz recht auf einem Papierkorb in Berlin: »Am besten im Westen«. Als hätte nicht längst auch die DDR ihre haarklein imitierten »Grilletten« - Hamburger-Buden - in Leipzig übrigens gleich gegenüber von »Auerbachs Keller«

9. Jawoll: »Freie Wahl zu haben, ist etwas Schönes. Ebenso wie freien Wettbewerb ... «, meint auch General Saint. So sprach der General bei der Eröffnung des ersten Kasernen-Burger Kings der Welt im bayrischen Ansbach zackig - denn die Bulette begleitet einen jeden, der sich der »freien Wahl« verschrieben hat und sich der »Mission« für »die Freiheit des einzelnen« in der Verantwortung fühlt. 185 Militär-Zweigstellen des Klops-Branchenzweiten Burger King sind geplant zwischen Pearl Harbor, Aschaffenburg und Südkorea. Die beiden Marktführer haben sich den Kuchen aufgeteilt: Burger King füttert exklusiv US Army und Air Force ab - McDonald's sorgt sich um Navy und Marines. »Wir werden den GI's geben, was immer sie wollen«, sagt Burger-King-Sprecher John Weir. Und McDonald's Vize Richard Starmann: »Unsere Marines lieben den Big Mac! Sie würden nicht glauben, was die essen können. Die essen vier Stück auf einmal!«

Das geht zu weit: »Die Marines überfressen sich, sagt das Pentagon«, weiß »Nations Restaurant News« in den USA zu berichten und prangert den extensiven Hamburger-Konsum an. Wird man sich um die Kampfkraft sorgen müssen? Dabei waren die Cheer Girls von McDonald's doch so oft gar nicht in Vietnam, um dort mit den einschlägigen Firmen-Hütchen der Truppe wieder neue, patriotische Gefühle zu vermitteln durch Überreichung eines Stücks »Americana«, als das Richard Starmann sein Produkt stolz zu titulieren pflegt.

Armee und Bulettenkonzerne, die beiden Großsysteme, befruchten so einander gegenseitig: »Den Offizieren im Feld in den verschiedenen Territorien« werden laut McDonald's Schöpfer Kroc firmenintern, generalstabsmäßig »Anweisungen erteilt, damit sie die Unternehmensphilosophie besser vollstrecken können« - und die Militärs erstarren in Ehrfurcht vor der noch besseren Armee: »Für einen jungen Menschen ist es sehr gesund, bei McDonald's zu arbeiten. McDonald's macht aus ihm einen effizienten Menschen. Wenn der Hamburger nicht ordentlich aussieht, fliegt der Typ raus. Dieses System ist eine still dahinarbeitende Maschinerie, der unsere Armee nacheifern sollte«. Sprach US-General Creighton Abrams. Und alles im Dienste der (Wahl)-Freiheit des einzelnen. So wie im bayrischen Ansbach: »A little bit of home«, wirbt dort Burger King für seinen Whopper - und McDonald's für seine Filiale in der Stadt: »A bite of home away from homeo.

10. Die Mitarbeiter hätten eben vorgezogen, keine Gewerkschaft zu wollen - so kommentieren, unisono im eingepaukten Firmen-Gleichklang, die McDonald's-Verantwortlichen rund um die Welt. In Ruhrgebietsstädten, in Stuttgart - immer wieder tauchen kleine Schlagzeilen auf, wenn wieder mal ein Betriebsrat verhindert wurde. Bei den Journalisten ist längst Langeweile eingetreten: Nun ja, wir wissen's langsam. Das reißt niemanden mehr vom Hocker. Erpressung, Bestechung, na klar, das machen die eben.

Bestechung konkret: Damit er endlich den hartnäckigen Versuch aufgebe, eine Personalvertretung gründen zu wollen, wurde einer der besten Mitarbeiter einer Filiale erst zurückgestuft in der Hierarchie der »großen Familie« und als die Peitsche nicht half, mußte auch noch das Zuckerbrot her. Ein Schweigegeld von 10.000 Mark und einen Mercedes ließen sich die McDonald's-Strategen die Kündigung kosten. Der Mitarbeiter denkt nun gründlich nach über das, was Firmenschöpfer Ray Kroc einst seinen Zöglingen auf den Weg gegeben: »Arbeit ist das Fleisch im Hamburger des Lebens«.

11 . June Martino, eine von Ray Krocs beiden Gattinnen, hat einmal »Fortune« gelesen, die amerikanische Wirtschaftszeitschrift. Darin beklagte ein Artikel die Zerstörung des amerikanischen Landschaftsbildes durch die allgegenwärtigen McDonald's-Zeichen. Das war ihr doch einen Leserbrief wert. »Ununterbrochene Landschaft kann ja wohl auch ganz schön monoton werden auf die Dauer«, schrieb June Martino. »Das McDonald's Logo hingegen ist nur eine Art, zu humanisieren, was noch immer eine überwältigende Landschaft bleibt«.

*Ray Kroc, Gründer

Konkret 04/86, S. 26

**Sabine Rosenbladt**

# Das Pech der Juden in den Lagern der Nazis: Sie waren nicht nur Ausländer, sondern Juden

**Millionen Juden wurden von Deutschen ermordet. Die anderen Deutschen wollen davon nichts gewußt haben. Aber auch die Alliierten stellten sich dumm. Um nationalsozialistische Arbeits- und Vernichtungslager machten die Bomber einen ausreichenden Bogen. Niemand half den Juden, weil sie Juden waren. Der US-amerikanische Historiker David S. Wyman hat die Dokumente veröffentlicht.**

»ZU VERKAUFEN
70.000 JUDEN
GARANTIERT
ZU 50 DOLLAR
DAS STÜCK!«

Diese Anzeige, am 16. Februar 1943 in der »New York Times« erschienen, war der verzweifelte und vergebliche Versuch des »Komitees für eine jüdische Armee«, die Welt aufzurütteln aus ihrer Gleichgültigkeit. Zu diesem Zeitpunkt waren die Alliierten bereits informiert über den Plan der »Endlösung«, über die Deportationen, die Vernichtungslager, den Massenmord. Man wußte Bescheid.

Hintergrund der Anzeige war das Angebot der rumänischen Regierung, 70.000 in Transnistrien - dem Gebiet zwischen Dnjester und Bug - internierte rumänische Juden gegen eine Aufwandsentschädigung von 20.000 rumänische Lei pro Kopf in jedes von den Alliierten gewählte Asylland zu evakuieren. Die Rumänen schlugen Palästina vor und boten an, für den Transport rumänische Schiffe zur Verfügung zu stellen.

»Offenbar waren den Rumänen mittlerweile Zweifel am Sieg der Achsenmächte gekommen; so versuchten sie nunmehr, bei den Alliierten gut Wetter zu machen, in der Hoffnung, auf diese Weise wohlwollende Friedensbedingungen erkaufen zu können. Wenn dies das Kalkül der Bukarester Regierung war, so lag sie damit ziemlich schief: Mit dem Anerbieten, 70.000 Juden freizulassen, konnte man sich nämlich in London und Washington ganz und gar keine Sympathien erwerben. Tatsächlich betrachteten die amerikanische und die britische Regierung, wie sich in der Folge zeigte, jede Gelegenheit, eine größere Anzahl von Juden dem Zugriff der Nazis zu entziehen, nicht etwa als Glücksfall, sondern als drohende Belastung.«

David S. Wyman, der Autor dieser Zeilen ist Geschichtsprofessor an der Universität von Massachusetts in Amherst. Wyman, hat die Geschichte des Holocausts und der Alliierten 15 Jahre lang in über 60 Archiven recherchiert. Sein Buch »The Abandonment of the Jews«, 1984 in den USA erschienen, sorgte dort für beträchtlichen Wirbel. Denn Wymans Urteil, ist vernichtend: Von Präsident Roosevelt (Untätigkeit aus »politischem Opportunismus«) über den Kongreß (»überwiegend antisemitisch«), die großen christlichen Kirchen, (»blieben angesichts des Holocaust nicht nur weitgehend untätig, sondern auch ziemlich schweigsam«), die Presse (»die auflagenstarken Zeitschriften der USA ignorierten den Holocaust weitgehend«) bis hin zur Öffentlichkeit (»Gleichgültigkeit großer Teile der nichtjüdischen Bevölkerung der USA«). Sein Fazit über das Schicksal der europäischen Juden: »Es war ihr Pech, daß sie nicht nur Ausländer waren, sondern ausgerechnet Juden.«

Jetzt liegt Wymans Buch, auch in deutscher Übersetzung vor.* Die Lektüre kann allen, auch den Linken hierzulande nur dringend empfohlen werden. Denn warum die Israelis so sind, wie sie sind, warum sie sich nur noch auf ihre eigene Stärke und sonst nichts in der Welt verlassen, das macht dieses Buch klar.

Die Juden waren lästig. Sie hatten kein Land, also wohin mit ihnen? In Palästina hätten sie das gute Einvernehmen der Briten mit den Arabern gestört, in den USA grassierte offene Ausländerfeindlichkeit, und überall sonst wollte man sie auch nicht. Deshalb wurden die 70.000 Juden in Transnistrien ihrem Schicksal überlassen, ähnlich wie auch 70.000 bulgarische Juden, um deren Rettung der britische Außenminister Anthony Eden am 27. März 1943 von Vertretern des Amerikanisch-Jüdischen Komitees gebeten worden war.

Eden erklärte später in einem Gespräch mit Roosevelt, »daß das ganze Problem der Juden in Europa sehr schwierig ist und wir mit Angeboten, einem Land wie Bulgarien alle Juden abzunehmen, sehr vorsichtig sein müssen. Wenn wir das dennoch tun, werden die Juden der ganzen Welt von uns verlangen, ähnliche Angebote in bezug auf Polen und Deutschland abzugeben. Hitler könnte uns dann vielleicht beim Wort nehmen, und es gibt einfach auf der ganzen Welt nicht genug Schiffe und Transportmittel-, um damit fertig zu werden.«

Ein Widerspruch Roosevelts oder eines der am Gespräch teilnehmenden Beamten aus dem Foreigns Office und dem State Department zu diesem Standpunkt Edens ist in der Gesprächsnotiz nicht vermerkt. Das war auch kein Wunder, denn hinsichtlich der Judenpolitik war man sich in der britischen und amerikanischen Regierung ziemlich einig: Retten stand nicht auf dem Programm.

Im Mai 1943 bezeichnete Robert C. Alexander von der Visaabteilung des State Departments Rettungsmaßnahmen als »Schritte, die Hitler von der Last und dem Fluch befreien würden«. Und das britische Foreign Office äußerte seine Befürchtungen in einem Memorandum an das State Department so: »Es besteht die Möglichkeit, daß die Deutschen oder ihre Trabanten von der Politik der Vernichtung auf eine der Vertreibung umschalten, mit dem Ziel, andere Länder in Verlegenheit zu bringen, indem sie sie mit fremden Einwanderern überschwemmen.«

Vernichtung oder Vertreibung: Wyman läßt keinen Zweifel daran, daß bei dieser Alternative für die Alliierten »Vernichtung« die genehmere Lösung war. Die britisch-amerikanische Flüchtlingskonferenz 1943 auf den Bermudas war dann auch eine reine Farce. Die Konferenz begann am 19. April, am selben Tag wie der Aufstand im Warschauer Ghetto. Und während der Ghettosender sein »Rettet uns!« in die Welt schrie, bevor er für immer verstummte, ergingen sich die Delegierten - Vertreter der jüdischen Organisationen waren nicht zugelassen - auf der Karibikinsel zwischen blühenden Oleander- und Hibiskusbüschen und äußeren Ansichten wie der britische Beamte Osbert Peake, der (laut Protokoll) meinte: »Viele der potentiellen Flüchtlinge seien für Hitler unnütze Esser. Man würde Hitler nur einen Gefallen tun, wenn man sich dieser nutzlosen Menschen annehme. «

Selbstverständlich wurde das Protokoll dieser Konferenz ebenso wie die äußerst dürftigen Beschlüsse zur »Geheimsache« erklärt - die Flüchtlingsfrage verschwand im Bermuda-Dreieck. Zwei Wochen später beging in London Szmul Zygielbojm Selbstmord. Zygielbojm, jüdisches Mitglied des Polnischen Nationalrats, hatte im Juni 1942 einen der ersten aus Polen herausgeschmuggelten Berichte veröffentlicht, der Hinweise auf die gerade angelaufene systematische Ausrottung der europäischen Juden enthielt. Zygielbojm bemühte sich monatelang vergeblich um das Interesse der Weltöffentlichkeit, dann gab er resigniert auf. In seinem Abschiedsbrief schrieb er: »Nachdem ich im Leben nichts habe ausrichten können, wird vielleicht mein Tod eine Bresche in die Mauer der Gleichgültigkeit schlagen.«

Das war nicht der Fall. Die amerikanische Presse berichtete zwar über den Holocaust, aber spärlich, sporadisch und meist auf den hinteren Seiten. Bitter vermerkt Wyman, daß die »Washington Post« im Dezember 1942, als an der »Endlösung« nicht mehr zu zweifeln war, einer Bitte des jüdischen Temporary Comitee nach einem Leitartikel zum Völkermord in Europa nicht nachkam, aber gleichzeitig den Brand in einem Bostoner Nachtclub mit nicht weniger als fünf Leitartikeln kommentierte.

Die »New York Times« berichtete am 2. Juli 1944, nach »zuverlässigen Informationen« seien bereits 400.000 ungarische Juden deportiert und vernichtet worden, weitere 350.000 sollten ihnen in den nächsten drei Wochen folgen. Wyman: »Diese Meldung, die im wesentlichen zutraf, fand sich auf Seite 12 und umfaßte zehn Zentimeter einer Spalte. Auf ihrer Titelseite brachte die 'Times' an diesem Tag unter anderem eine Analyse der Verkehrsprobleme, die durch den Urlaubsbeginn in New York entstanden waren.«

Diese Zeitungen, so Wyman, waren »sehr darauf bedacht, nicht als jüdisch beeinflußt zu gelten« - Indiz für den Antisemitismus, der in den USA herrschte und den Wyman mit vielen Fakten belegt. So kam es zwischen 1941 und 1944, vor allem in Boston und New York, zu antisemitischen Ausschreitungen, Friedhofsschändungen und Überfällen auf jüdische Kinder. Die Armeezeitung »Yank« lehnte 1944 den Druck eines Berichts über Auschwitz ab, weil er ihr »zu semitisch« war, und bat um »eine weniger jüdische Geschichte«, weil sonst die Gefahr bestehe, daß der »latente Antisemitismus in der Truppe« angefacht würde. Und als 982 KZ-Flüchtlinge im August 1944 in Fort Onzario Asyl erhielten, schrieben Amerikaner wütende Briefe an den Initiator der Aktion, Samuel Dickstein: »Sie hergelaufener Drecksjude, was wollen Sie damit bezwecken, daß Sie dieses Pack in unserem Land halten wollen? Ihr Juden seid der Abschaum der Erde ... «

Angst, als zu judenfreundlich zu gelten und damit Wählerstimmen zu riskieren, bewog nach Wymans Urteil auch Präsidenten Roosevelt zu absoluter Passivität in der Judenfrage. Dies und die haarsträubende Politik des State Departments - das anfangs sogar versuchte, aus der Schweiz eintreffende Meldungen über die Massaker zu unterdrücken - führte zu einer Asylpolitik der Vereinigten Staaten, die immer restriktiver wurde, je schlimmer die Nazis wüteten.

Insgesamt, so Wyman, konnten zwischen dem Kriegseintritt der USA im Dezember 1941 und Kriegsende 21.000 Flüchtlinge in die USA einreisen. Das war nur zehn Prozent dessen, was aufgrund der gesetzlich festgelegten (restriktiven) Einwanderungsquoten möglich gewesen wäre!

Wyman erörtert auch die schon in anderen Arbeiten (z.B. bei Martin Gilbert: »Auschwitz und die Alliierten«, Verlag C.H. Beck, München 1982) diskutierte These, daß der Massenmord in Auschwitz durch eine Bombardierung der Gaskammern zumindest erschwert worden wäre. Die Wahrheit über Auschwitz, seine geographische Lage und die Beschaffenheit seiner Vernichtungsmaschinerie war im Westen spätestens seit Juni 1944 bekannt: Zwei slowakische Juden, Rudolf Vrba und

Alfred Wetzler, waren im April aus Auschwitz geflohen und hatten einen detaillierten Bericht über das Lager, einschließlich einer genauen Lageplan-Skizze, verfasst.

Mitte April 1944 begannen die Nazis mit der Deportation der 760.000 ungarischen Juden nach Auschwitz. Im Mai, so Wyman, »hatte das bereits seit Dezember 1943 von Süditalien aus operierende 15. US-Luftgeschwader seine volle Kampfstärke erreicht und begann mit systematischen Langstreckenbomberangriffen gegen kriegswichtige deutsche Einrichtungen in Mittel- und Osteuropa. Zum erstenmal geriet das südliche Polen und damit auch Auschwitz in die Reichweite alliierter Bomber. Und natürlich lagen auch die Eisenbahnverbindungen von Ungarn nach Südpolen innerhalb dieser Reichweite.«

Mitte Mai sandten die Juden in Budapest »einen flehentlichen Hilferuf nach draußen mit der Bitte um Bombardierung der Eisenbahnlinien nach Polen.« Sprecher der Juden in Jerusalem, in New York, im slowakisch-jüdischen Untergrund schlossen sich dieser Bitte in Telegrammen an das im Januar '44, viel zu spät, ins Leben gerufene War Refugee Board an. Das US-Kriegsministerium winkte jedoch ab: Solche Einsätze seien »undurchführbar«, weil sie »nur um den Preis eines Abzugs beträchtlicher Luftwaffenkapazitäten durchgeführt werden könnten, die für einen Erfolg unserer augenblicklich anderenorts in entscheidende Operationen verwickelten Streitkräfte unverzichtbar sind. «

Das war eine Lüge. Denn seit dem 7. Juli bombardierte das 15. US-Luftgeschwader deutsche Hydrierwerke in Südpolen, darunter mehrfach auch die Industrieanlagen von Monowitz, acht Kilometer von Auschwitz entfernt. Seit Anfang April 1944 verfügte der Befehlsstab der US-Luftwaffe über Luftaufnahmen des Lagergeländes von Auschwitz-Birkenau.

Doch »die Militärs«, so Wyman, »sahen zwar auf ihren Luftaufnahmen die großen Gebäudekomplexe, hatten aber keine Ahnung, worum es sich dabei handelte.« Denn »die Beamten in Washington, die Bescheid wußten über die Tötungsanlagen von Birkenau, gaben ihre Informationen nicht an den Befehlsstab der Luftwaffe weiter. «

Technisch wäre eine zielgenaue Bombardierung der Gaskammern sehr wohl möglich gewesen. Wyman verweist auf einen Präzedenzfall vom Februar 1944: 19 britische »Mosquito«Bomber flogen erfolgreich einen punktgenauen Angriff auf ein Gefängnis in Amiens, um französische Widerstandskämpfer zu befreien.

Warum also Auschwitz nicht? Wyman: »Der wirkliche Grund für die Ablehnung der Vorschläge war, daß das Kriegsministerium vorab kategorische entschieden hatte, die Streitkräfte und insbesondere die Luftwaffe dürften nicht mit Aufgaben behelligt werden, die 'humanitärer' Natur waren. Aus dem Verhalten der US-Militärs ging eindeutig genug hervor, daß sie glaubten, die europäischen Juden seien nicht ihr Problem.«

So konnte das Morden in Auschwitz noch bis November 1944, als auf Anweisung Himmlers die Tötungsmaschinerie demontiert wurde, weitergehen. Nach Wymans Schätzung wurden nach dem 7. Juli, dem Tag der ersten Bombardements von Industrieanlagen in Südpolen, in Auschwitz noch rund 150.000 Menschen getötet.

Vera Laska, eine Auschwitz-Überlebende, schrieb im Januar 1985 über Wymans Buch im »Boston Sunday Globe«: »Wir in Auschwitz haben damals immer gefragt: 'Warum bombardieren die Alliierten Auschwitz nicht?' Wir dachten, daß die Alliierten vielleicht zuwenig Flugzeuge hätten, daß die Basen zu weit weg waren oder daß die Alliierten aus Rücksicht auf die Insassen von Auschwitz nichts unternahmen... Wymans Dokumentation ist absolut vernichtend. Niemand, wirklich niemand wird uns Juden und Nicht-Juden von Auschwitz davon überzeugen, daß es nicht ein oder zwei Flugzeuge gegeben hat, die den kleinen Umweg von fünf Meilen hätten machen und die Gaskammern hätten bombardieren können.«

---

* David 5. Wyman: »Das unerwünschte Volk - Amerika und die Vernichtung der europäischen Juden; Verlag Max Hueber, München, 587 Seiten, 39,80 DM

Konkret 04/86, S. 30

**Jürgen Reents**

# Worüber noch mit Reagan reden!.

**»So sind die Sowjets eben: erst reden sie locker und unverbindlich über Abrüstung, und dann wollen sie sie tatsächlich. Kann es etwas Hinterhältigeres geben?«**

Nun ist es hin, das freundliche Image des KPdSU-Generalsekretärs Michail Gorbatschow. Beim Gipfelgespräch mit Reagan in Genf hatte er sich noch höflich benommen: er quatschte mit Reagan stundenlang, obwohl nichts dabei rauskam. Er mahnte Reagan sogar, sich nicht zu erkälten. Und er beteiligte sich am Abfeiern des »Geistes von Genf«.

Aufmerksame Beobachter hätten aber schon damals gewarnt sein können, daß Gorbatschows Begeisterung über dieses Nicht-Ereignis nicht lange vorhalten würde.

Und nun ist es passiert: Auf dem 27. Parteitag der KPdSU meinte Gorbatschow, ein neues Treffen mit Reagan im Sommer oder Herbst dieses Jahres in Washington mache nur Sinn, wenn jetzt auch Konkretes dabei rauskäme. Eine unannehmbare Bedingung - schallte es aus der Reagan-Regierung zurück.

So sind die Sowjets eben: erst reden sie ganz locker und unverbindlich über Abrüstung, und dann wollen sie sie tatsächlich. Kann es etwas Hinterhältigeres geben?

Der Plan von Gorbatschow, bereits einen Monat vor dem Parteitag vorgelegt, schlägt eine Abschaffung aller atomaren und chemischen Waffen innerhalb der nächsten 15 Jahre vor. Dies soll in drei Etappen geschehen:

 In einer ersten Etappe von fünf bis acht Jahren sollen alle atomaren Waffen der Sowjetunion und der USA, die das Territorium des anderen erreichen können, um die Hälfte, und die von ihnen getragenen Sprengkörper auf maximal 6.000 verringert werden (entspricht in etwa auch der Hälfte der jetzt auf jeder Seite vorhandenen strategischen Sprengköpfe.) Innerhalb dieser Verringerung soll »die vollständige Beseitigung der Mittelstreckenraketen der UdSSR und der USA in der europäischen Zone ... erreicht und realisiert« werden. Die Atommächte Großbritannien und Frankreich dürfen dabei zur Einhaltung des Ost-West-Kräfteverhältnisses »ihre entsprechenden Kernwaffen nicht aufstocken«. Von Anfang an sollen USA und UdSSR auf jegliche weiteren Atomtests verzichten, wie auch auf die »Schaffung, Tests und Stationierung von Weltraumangriffswaffen«.

 In der zweiten Etappe von fünf bis sieben Jahren (ab 1990) soll die atomare Abrüstung auf die übrigen Atomwaffenstaaten ausgedehnt werden: alle Atomwaffenstaaten sollen ihre vorhandenen Atomwaffen einfrieren, ihre taktischen Atomwaffen (Reichweiten bis zu 1.000 km) vernichten und ihre Atomwaffentests einstellen. Gleichzeitig soll die Produktion von »nichtnuklearen sich auf neue physikalische Prinzipien stützende Waffen, die ihrer Schlagfähigkeit nach den nuklearen und anderen Massenvernichtungsmitteln gleichen«, weltweit verboten werden.

 In der dritten Etappe schließlich (ab 1995) sollen bis zum Ende dieses Jahrtausends alle noch verbliebenen Atomwaffen abgeschafft und »eine universelle Vereinbarung darüber erarbeitet (werden), daß diese Waffen nie mehr auferstehen«.

Zur Kontrolle dieser Abrüstungsmaßnahme schlägt Gorbatschow »sowohl die nationalen technischen Mittel als auch Inspektionen vor Ort« vor - und ergänzt: »Die UdSSR ist bereit, jegliche zusätzliche Kontrollmaßnahmen zu vereinbaren.« Die Kontrollfrage ist von den USA immer sehr hoch gespielt worden - man weiß ja nie, was der Russe heimlich macht - obwohl der heutige technische Standard es beiden Seiten erlaubt hat, immer genau mitzuteilen,« wann wo welcher Atomwaffentest durchgeführt und wann wo welche neue Waffe erprobt, aufgestellt oder verschrottet wurde.

Reagans Antwort hat im wesentlichen drei Punkte: Erstens will er nicht auf die Vorbereitungen für amerikanische Weltraumwaffen verzichten, zweitens will er die Atomwaffentests nicht einstellen (weil er sie u.a. für die Entwicklung der Weltraumwaffen braucht), und drittens käme eine Abschaffung aller atomaren Mittelstreckenwaffen in Europa nicht in Frage, solange die UdSSR Mittelstreckenraketen in Asien behalte.

Zur Unterstreichung dieser Antwort beschimpfte Reagan die Abrüstungs-Heckenschützen im amerikanischen Kongreß: eine Kürzung des US-Militärhaushalts würde »die Rüstungskontrollverhandlungen mit der Sowjetunion gefährden«. Mit der Sowjetunion, dabei bleibt's, könne man nämlich nur »von einer Position der Stärke aus verhandeln«.

Verhandeln? Worüber eigentlich? Darüber, wie die USA, am geschicktesten hinter allgemeinem Friedensgequatsche versteckt, sich die Möglichkeit verschaffen, vom Weltraum aus einen Waffengürtel um den gesamten Erdball zu legen? Darüber, wie die europäisch-asiatische Sowjetunion ihre Atomwaffen in ihrem ganzen Land verschrottet, und die nichteuropäisch-nichtasiatischen USA ihre Atomwaffen am pazifisch-asiatischen und atlantisch-europäischen Rand der Sowjetunion beibehalten können? Darüber, daß die Sowjetunion ihren am Hiroshima-Gedenktag: (6.8.85) verkündeten und auf Ende März 1986 befristeten Beschluß, ihre Atomwaffentests zu stoppen, einseitig aufrecht erhält?

In seiner berüchtigten »Sternenkriegs«-Rede am 23. März 1983 hatte Reagan die Wissenschaftler aufgerufen, »ihre großen Talente der Sache der Menschheit und des Weltfriedens zu widmen, uns die Mittel an die Hand zu geben, um die

Atomwaffen unwirksam und absolut zu machen«. Ganz einfach gesagt, bräuchte man dafür ja nicht einmal großartige wissenschaftliche Talente, sondern nur eine Schrottpresse. Und mag sein, daß Gorbatschow alles andere als ein wissenschaftliches Talent ist; er hat gleichwohl einen Plan vorgelegt, der die Beseitigung der Atomwaffen nicht durch neue Waffen verspricht, die sie angeblich irgendwann »unwirksam« machen sollen, sondern schlicht durch Abschaffung.

Reagan wird uns nicht die Chance geben, zu erfahren, wie ernst es Gorbatschow mit seinem Plan wirklich meint. Die Archivare der Welt aber werden ein neues gehaltvolles Dokument bei den unerledigten Sachen abheften können. In den Ordner, in dem auch der Appell der Sowjetunion nach den amerikanischen Atombombenabwürfen 1945 in Hiroshima und Nagasaki ruht, den Weg der Atomrüstung sofort wieder zu verlassen. Und wo auch, nachdem dies nicht geschah und die Sowjetunion daraufhin 1949 selbst die Atomwaffe entwickelte, die nochmalige Aufforderung der Sowjetunion ruht: Macht euch nichts vor, wir können das auch.

Seit dieser Zeit hat die Welt ein gigantisches Wettrüsten über alle Rüstungskontrollverhandlungen und Gipfelgespräche hinweg erlebt. Und wie es aussieht, wird die schon klassische Abfolge von Erklärung und Gegenerklärung auch nach dem Gorbatschow-Plan solange abgespult, bis niemand mehr durchblickt.

Die Sowjetunion hat einen Fehler gemacht: Der Gorbatschow-Plan hätte im Frühjahr oder Sommer 1983 vorgelegt werden müssen, als die Stationierung der Pershing 2 und Cruise Missiles noch nicht begonnen hatte, und die Friedensbewegung in Westeuropa noch mobilisierungsfähiger war als heute - aber damals gab es noch nicht Gorbatschow, sondern Andropow. Der innere gesellschaftliche und politische Druck in den NATO-Staaten birgt jedenfalls größere Chancen in sich als der Verhandlungspoker in Genf, wenn man einem solchen Ärmelstrickser wie Reagan gegenübersitzt. Zu befürchten ist, daß der Gorbatschow-Plan lediglich als Plan einen solchen Druck nicht wiederbeleben kann.

Er könnte es aber vielleicht in Kombination von Plan und Maßnahmen; die parallel dazu ergriffen werden. Das eine ist der Stop der Atomtests, den die Sowjetunion einseitig verkündet hat, und den sie auch nach Ende März beibehalten sollte. Das andere: Die Sowjetunion könnte damit anfangen, ihre chemischen Waffen einseitig zu vernichten. Militärische Nachteile im Sinne der herrschenden »Logik der Abschreckung« verursacht das nicht aber es entfaltet praktischen Druck in Richtung Abrüstung und damit politische Vorteile.

Die Reagan-Regierung will im nächsten Jahr die Produktion und Stationierung der neuen binären Kampfstoffe aufnehmen, und es liegt schon wegen der »schlachtfeldnahen« Funktion dieser Waffen auf der Hand, daß sie u.a. in der Bundesrepublik stationiert werden sollen. Wenn die Sowjetunion unabhängig von einer Vertragseinigung mit der Vernichtung ihrer chemischen Waffen beginnen würde, könnte keine Reagan- und keine Kohl-Regierung den Menschen mehr erklären, warum es dann weiterhin chemische Waffen in der Bundesrepublik und in den USA geben »soll«.

Vielleicht fragen einige, warum dieser Appell an die Adresse der Sowjetunion gerichtet wird, wo doch die Haltung der US-Regierung das Haupthindernis bei der Abrüstung ist. Ganz einfach: an die Reagan-Regierung zu appellieren, hat gar keinen Sinn - man muß darüber nachdenken, was sie unter praktischen Druck setzt Und wenn vielleicht auch nicht besonders klassenanalytisch, so kann man doch hoffen, daß Gorbatschow einen Satz in seiner Erklärung vom 15. Januar mit großem Bedacht auch für die sowjetische Politik formuliert hat: »... Es ist an der Zeit, auf die Denkweise der Steinzeit zu verzichten, als die Hauptsorge darin bestand, sich eine möglichst größere Keule oder einen gewichtigeren Stein zu besorgen.«

Deswegen: Bleiben Sie unhöflich, Michail Gorbatschow - beharren Sie darauf, daß Verhandlungen nur Sinn machen, wenn konkrete Abrüstungsschritte daraus folgen, und setzen Sie den Joker ein!

Konkret 04/86, S. 32

**Helmut Lorscheid**

# Langer Prozeß ohne Ende

**In Düsseldorf stehen Jetzt führende Vertreter von Rheinmetall vor Gericht, weil es Irgendwie ja schon ein bißchen eigenartig ist, daß eine Munitionsfüllanlage, die den Papieren nach in Paraguay hätte arbeiten sollen, auf südafrikanischem Boden so tadellos funktioniert, daß sich alle Beteiligten nur fragen, wie das denn möglich war: Ein Wunder des internationalen Waffenhandels zugunsten der weißen Herren in Südafrika**

Mottley White ist Arbeiter im Hafen von St. John's auf Antigua. Am 27. Mai 1977 hätte White sicher lieber ausgeschlafen, statt Container der Firma Space Research Corp. zu verladen. Es gab jede Menge Ärger an diesem Freitag. Die Container waren nicht mehr die jüngsten, einer brach auseinander, Granathülsen prasselten auf die Kaimauer. Die Schuldigen wurden gesucht. Wen interessierte es, daß »Maschinenteile« auf den Frachtpapieren stand. Space Research Corp., ein amerikanisch-kanadisches Unternehmen, wollte den Kram von Antigua, wo es eine Zweigstelle unterhielt, nach Barbados, einem anderen Betrieb des Unternehmens verfrachten. Aber das interessierte Mottley erst gute 24 Stunden später. Er hatte am Freitag seinen Schlüssel auf dem Schiff liegenlassen, mußte am Samstag nochmal hin. Die Schlüssel lagen noch am gleichen Platz. Beim Verlassen wünschte er den Besatzungsmitgliedern »gute Fahrt nach Barbados«. »Barbados? Wieso Barbados? Wir fahren heute nach Durban! «, entgegnete einer der Matrosen.

Granathülsen statt Maschinenteile, Durban statt Barbados. Waffen für Südafrika - von ihm, Mottley White verladen? Unvorstellbar. Auch die Regierung der Insel teilte diese Meinung. Sie kündigte eine unabhängige Untersuchung an. Doch die Souveränität der Insel hat enge Grenzen. Für die Außen- und Verteidigungspolitik zeichnet noch immer Großbritannien verantwortlich. Londons stellvertretender Geschäftsträger reagierte fix. Dem Ministerpräsidenten von Antigua ließ er ausrichten, die britische Regierung werde auf keinen Fall eine »unabhängige« Untersuchung durch die - abhängige - Regierung dulden.

Zuviel stand auch auf dem Spiel. Denn Space Research Corp. und die Granathülsen waren nur ein Teil des Projekts. Südafrika sollte in den kommenden drei Jahren noch weit mehr bekommen: das komplette NATO-Artilleriesystem FH 70. Die Einzelteile stammten aus verschiedenen NATO-Mitgliedsländern - bis auf das Rohr. Das bezogen die Südafrikaner vom österreichischen Staatsbetrieb Voest-Alpine. Sprengstoff und die Munitionsfüllanlage kamen aus westdeutschen Landen.

In den Folgejahren sollte das Geschütz immer wieder als »südafrikanische Eigenentwicklung« unter der Bezeichnung »G 5« oder »G 6-Rhino« durch die Militärgazetten knattern. Als Beweis für die »Leistungsfähigkeit« der südafrikanischen Rüstungsindustrie und gleichzeitig als Beleg für die Unsinnigkeit des UNO-Rüstungsembargos vom 4. November 1977. Der »Zeitschrift für technische Ausbildung, Fortbildung und Information in der Bundeswehr - Soldat und Technik« diente das »südafrikanische Geschütz« beispielsweise noch im Januar '86 als Aufhänger für den monatlichen Waffen-Erkennungs-Quiz.

Zwar »wird die südafrikanische Selbstfahrlafette kaum in Europa zu sehen sein, sie hat aber hier einen 'Vetter', der ihr in Abmessungen, Kaliber und Aufbau recht ähnlich ist. Im gleichen Heft wurde über die Waffe berichtet: »Bei näherem Hinsehen entpuppt sich die G 5 als fast identisch mit der österreichischen GHN-45-Haubitze von Voest-Alpine. Es steht außer Frage, daß beide Haubitzen nukleare Gefechtsköpfe verschießen können ... «

Außer Frage steht auch, daß sie sich für biologische und chemische Ladungen eignen, schließlich kommt es bei derartiger Munition nicht so sehr auf Zielgenauigkeit an - die beiden Geschütze sind auf eine Reichweite von 32-40 km hochgemotzt.

Alle Beteiligten an diesem speziellen Aufrüstungsprogramm der weißen Herren am Kap haben sich größte Mühe gegeben, die Waffenschiebereien geheim zu halten.

So verbot die Carter-Administration ihren Beamten jegliche Aussage zur Sache, als der Kongreß im September 1980 die Verwicklung der Space Research Corp., Vermont, ausleuchten wollte, Auch die Ermittlungen der Justizbehörden verliefen im Geheimen.

So geheim wie die zahlreichen vertraulichen Konferenzen: Auf Einladung der »US-American Defense Preparedness-Association« besprachen am 24./25. Juni 1980 im staatlichen Konferenzzentrum in Ottawa rund zwei Dutzend Fachleute ganz »security« ihre neuesten Erkenntnisse über das 155-mm-NATO-Artilleriesystem. Dabei störte es niemanden, daß Vertreter von Space Research Corp. aus Quebee mit am Konferenztisch saßen, einem Unternehmen, an dem die staatliche südafrikanische Rüstungsfirma Armscor über eine verzwickte Konstruktion einen Anteil von 20 Prozent besaß.

Armscor-Geschäftsführer Coetzee hatte am 7.7.1977 in der Londoner Filiale der vornehmen »First Pennsylvania Banko den entsprechenden Vertrag unterzeichnet. Die Beteiligung lief über eine in Brüssel angemeldete Niederlassung mit Namen

»Space Research Corp. International«. Für die Verwaltung der zehn Millionen Dollar teuren Beteiligung gründete Armscor in Amsterdam die Firma »Space Capital International NV«.

So saß Südafrikas Armscor mit am Konferenztisch in Ottawa. Vom Koblenzer Bundesamt für Wehrtechnik und Beschaffung waren die Ministerialbeamten Menzel und Meyer-Raven angereist. Die Düsseldorfer Rheinmetall schickte ihren Manager für Waffenentwicklung und Spezi für das 155-mm-Schützenpanzerprogramm, Stefaniak sowie den Vize-Präsidenten Dr. Raimund Germershausen. Auch die Firma Wasag war vertreten. Für Space Research Corp. (Quebee) war der 155-mm-Fachmann Norbert d'Scuza angereist.

Bereits seit 1978 ermittelte auch die bundesrepublikanische Justiz in Sachen Südafrika. Die Beteiligung der Firma Rheinmetall an diesem multi-nationalen Deal war allgemein bekannt. Angeblich hatte Rheinmetall ohne Wissen der Bonner Regierung seinen Teil in Form einer Munitionsfüllanlage beigesteuert. Die komplizierte Anlage war dem Bundesamt für gewerbliche Wirtschaft in Eschborn zum Export in den weitgehend industrielosen Agrarstaat Paraguay angemeldet worden. Der am 13.12.1977 gestellte Genehmigungsantrag wurde mit einer Endverbleibserklärung der Firma »Südamerica Paraguaya Exportacion-Importacion« mit Sitz in Stroessners Hauptstadt Asuncion versehen. Das überzeugte die Eschborner Beamten so sehr, daß sie die Exportgenehmigung noch am gleichen Tag erteilten.

Dabei hätte mittelmäßige Intelligenz und eine Vier in Wirtschaftsgeographie genügt, um den Rheimnetallern die ebenso simple wie heikle Fragen zu stellen, was denn Paraguay, bar jeder entsprechenden Industrie und bar jeder Infrastruktur für die Rüstungsproduktion, mit einer derartig komplizierten Anlage eigentlich anfangen soll. Jedenfalls kann niemand in Bonn oder Eschborn ernsthaft an Paraguay als Benutzer dieser Anlage geglaubt haben.

Die Bundesregierung, erstmals im Jahr 1985 im Bundestag diesbezüglich von Grünen befragt, beschied sich mit einer verblüffend dämlichen Antwort: »Da die Anlage für Munitionskaliber bestimmt war, die auch für die paraguayischen Streitkräfte in Betracht kommen, war es nicht notwendig, hierzu besondere Informationen einzuholen.«

Die Anlage war von Beginn an für Südafrika genehmigt, auch wenn die Bundesregierung dies nicht bestätigen mag, auch wenn der juristische Beweis für diese Aussage schwerlich möglich sein wird. Rheinmetall-Techniker errichteten die Anlage in Schmidt's Drift in Südafrika. Vom 9.-23. August 1980 lernte zumindest ein Südafrikaner in Unterlüß auf dem firmeneigenen Erprobungsgelände von Rheinmetall-Mannen den richtigen Umgang mit dem NATO-Geschütz.

Neben Rheinmetall waren mindestens fünf weitere bundesdeutsche Firmen an dem Südaftika-Projekt beteiligt. Beispielsweise Otto Junker, Lammersdorf. Sechs Techniker dieses Unternehmens reisten 1978 ans Kap, um eine, für die Herstellung von Messing- und Bronzeteile wichtige ErzschmelzungsanIage für Edelmetalle zu errichten. Die Firma dementiert zwar heftig, wurde aber in einem New Yorker Gerichtsverfahren gegen Space Research Corp. als Lieferant erwähnt. Ebenso die Süddeutsche Baubeschläge, Eisenpresswerk Franz Blab, München. Auch diese Firma bestreitet Südafrika-Lieferungen - nicht jedoch Zulieferungen für Rheinmetall. Ebenfalls 1978 lieferte die zur Wasag gehörende Firma Zünderwerke Ernst Brün, Haltern-Sythen »Sprengstoff« nach Südafrika. Die Wasag Chemie München betreibt überdies in Südafrika den Rüstungsbetrieb Chemo-Nitro Ltd. Johannesburg. Diehl steuerte einen, speziell für Nuklearsprengsätze verwendbaren Doppelzünder bei, der eine Explosion des Geschosses an jedem beliebigen Punkt der Flugbahn erlaubt.

Munition und Munitionsanlagen wurden auf dem zur Hamburger Globus-Reederei gehörenden Schiff »Tugelaland« nach Südafrika transportiert. Zwei Strafanzeigen der Anti-Apartheid-Bewegung blieben erfolglos. Oberstaatsanwalt Borchers lehnte sie mit der Begründung ab, der Kapitän habe nicht gewußt, was er auf seinem Schiff transportiere.

Einzig und allein gegen Rheinmetall wird jetzt ein Prozeß geführt. Langsam. Und das mit Grund. Die Düsseldorfer Justiz rechnet mit mindestens einem Jahr. 1987 tritt für Teile der Anklage die Verjährung ein.

Konkret 04/86, S. 34

**Otto Köhler**

# Geschichte wird gemacht. Aber wie!

**Daimler hat nicht nur Auto-Geschichte gemacht. Jetzt soll die Geschichte des Unternehmens, das auch einige braune Flecken hat, ausgebreitet werden. Was dabei herauskommt, läßt die Festschrift des Unternehmens ahnen: Klitterungen der allerfeinsten Art.**

100 Jahre Auto - von Daimler festlich angerichtet - gingen voll in die Hose. Selbst das Zentralorgan der Schwerindustrie maulte: »Ein glanzvolles Jubiläum wurde vertan. Der Karren steckt - wenn man das so salopp sagen darf - im Dreck. Der Schauplatz eines Triumphes wurde zum Schrottplatz«, schrieb das Feuilleton der »Frankfurter Allgemeinen«. Gemeint mit dem Karren war der Stolz der Nation. die Daimler-Benz AG mit ihrer televisionär übertragenen Reklame-Show »Die Zukunft hat Geburtstag.«

Für Daimler aber hatte die sofort vom Firmen-Sprecher Bernd Gottschalk zur »Katastrophe des Jahrhunderts« beförderte Pleite auch viel Gutes. Der Ärger über den mißlungenen Fest- und Fernsehabend ließ vergessen, was die Daimler-Benz AG sonst noch zum Jubiläum zu bieten hatte. Tage vor der Feier hatte der Konzern auf einer Pressekonferenz große Erwartungen geweckt. Der Vorstand prüfe, so hieß es, jetzt die Frage, ob an Fremdarbeiter, die in der NS-Zeit für das Unternehmen arbeiten mußten, eine Entschädigung gezahlt werde. Zu diesem Zweck solle die Geschichte des Hauses lückenlos aufgearbeitet werden durch die unabhängige Gesellschaft für Unternehmensforschung unter Leitung des Bonner Historikers Professor Dr. Hans Pohl. Wenn - nach Möglichkeit im Herbst - alle Zahlen auf dem Tisch lägen, dann werde man auch an die Frage etwaiger Entschädigungsleistungen für ehemalige Zwangsarbeiter herangehen.

Das klang gut nach dem widerlichen Streit, den die Deutsche Bank um die Entschädigungsforderungen der jüdischen Zwangsarbeiter Flicks angefangen hatte, bevor sie ihnen schließlich doch ein Almosen zahlte. Doch schnell kam heraus, was es mit der Unabhängigkeit der Gesellschaft für Unternehmensforschung auf sich hat: in ihrem Vorstand sitzt - damit es auch ganz wissenschaftlich zugeht - Daimler-Chef Werner Breitschwerdt zusammen mit den Vertretern anderer Großkonzerne. Auftrags-Historiker Pohl dagegen wirkt nur im Beirat und muß sich bei seinen Forschungsarbeiten von der Geschäftsführerin der Gesellschaft für Unternehmensforschung zur Hand gehen lassen.

Nötig hat Pohl das nicht. Denn er kann - wie er in einem zum Jubiläum schon vorgelegten Sonderdruck demonstriert - selbstständig das schreiben, was deutsche Unternehmer gern lesen. Etwa so:

*»Die Frage, ob die deutsche Industrie Adolf Hitler finanziert und ihm damit zur Macht verholfen hat, wird immer noch heftig diskutiert. Insgesamt wird diese Frage von der Forschung heute weitgehend verneint. Die Daimler-Benz AG beispielsweise hat sich, wie Henry A. Turner. Jr. - Yale-Professor und einer der führenden Forscher über das Dritte Reich - in seinem jüngsten Buch zu diesem Thema bestätigt, bei der Finanzierung der Nationalsozialisten sehr zurückgehalten. «*

Handwerkliches Können verrät es ohne Zweifel, Turner, das Maskottchen der bundesdeutschen Industrie, zum »Stand der Forschung« hinaufzustillisieren. Die Fachwelt wird weiteren Proben der Forschertätigkeit Pohls sicherlich mit aufrichtiger Anteilnahme entgegensehen, zumal sie sich fragt, warum ausgerechnet er und nicht etwa das für die NS-Zeit zuständige Institut für Zeitgeschichte mit dem delikaten Daimler-Auftrag bedacht wurde.

Einige Forscher wundern sich inzwischen schon sehr, daß es auf diesem Gebiet bei Daimler jetzt plötzlich doch etwa zu bearbeiten gibt. Der Essener Historiker Ulrich Herbert hatte für sein kürzlich erschienenes Buch »Fremdarbeiter« (KONKRET 1/86) im Jahre 1983 vergebens beim Daimler-Archiv angefragt. »Leider müssen wir ihnen mitteilen, daß zu ihrem speziellen Thema in unserem Archiv keine Unterlagen vorhanden sind«, erfuhr er damals. Im selben Jahr - Abwechslung macht Spaß - schrieb das Daimler-Archiv dem Tübinger Professor Utz Jeggle, der sich um Unterlagen über Zwangsarbeiter bemühte: »Ihre Anfrage berührt Unterlagen, deren Handhabung aufgrund der Datenschutzbestimmungen äußerst problematisch ist, da die hier angesprochenen Personen zum Teil noch leben.« Für derartige Archivalien habe Daimler eine Sperrfrist von 60 Jahren festgelegt und die sei »momentan noch nicht abgelaufen«.

Künftig kann die Auskunft noch einfacher sein. Etwa so: »Leider können wir Ihnen keinen Zugang geben, denn Herr Professor Pohl bearbeitet bereits exklusiv und unabhängig unsere Vergangenheit.« Einiges von seinen Forschungskünsten ist bereits in die zweibändige Festschrift »100 Jahre Daimler Benz« eingedrungen, mit deren Abfassung das Unternehmen den pensionierten FAZ-Wirtschaftsredakteur Max Kruk, dessen aktiven Kollegen Gerold Lingnau und den Pullacher Schriftsteller Manfred Barthel beauftragte.

Besonders bösartig ist der Streich, den ein unbekannter FAZ-Wirtschaftsredakteur dem Pensionär Kruk spielte. Der Redakteur druckte am 8. Februar in der FAZ aus der Festschrift ein von Kruk verfaßtes Kapitel über eine Aktientransaktion nach, die - das ist sicherlich richtig - »zu den erregendsten Ereignissen« in der »Chronik des Stuttgarter Unternehmens« zählt.

1974 hatte sich das Scheichtum von Kuwait bei Daimler unter Verzicht auf Einflußnahme bei der Unternehmenspolitik eingekauft. Und nun Kruk wörtlich:

*»Was um diese Zeit - Mitte Dezember 1974 - keiner weiß, ist die Tatsache, daß Friedrich Karl Flick ebenfalls seit langem über einen Verkauf seiner Aktien an ein Ölland verhandelt. Während des Weihnachtsurlaubs in St. Moritz bittet Flick den am gleichen Ort anwesenden Vorstandssprecher der Deutschen Bank (und AR-Vorsitzenden bei Daimler Benz), Franz Heinrich Ulrich, um eine Verabredung. Bei dieser Begegnung teilt er ihm mit, daß er beabsichtigte, seine Daimler-Aktien an den Iran zu veräußern. Der Verkaufspreis liege bei annähernd 3 Milliarden Mark. Die Verträge seien unterschriftsreif.*

*Das ist eine alarmierende Nachricht. Die Daimler-Benz AG in der Verfügungsgewalt von zwei Öllandern, die zusammen die Mehrheit Besitzen? Ulrich überzeugt Flick, daß es, wenn er sich schon von seinem Besitz an Daimler-Aktien trenne, in seinem Interesse liege, 10 Prozent zu behalten, und sagt ihm vorbehaltlich der Zustimmung seiner Vorstandskollegen die Übernahme von 29 Prozent zu. Der Vorstand der Deutschen Bank setzt sich mit dem Bundeskanzler, den zuständigen Bundesministern und der Bundesbank in Verbindung, die die Übernahme der Aktien durch die Deutsche Bank im Interesse Deutschlands billigen, insbesondere weil die Bank versichert, daß sie nicht die Absicht habe, mit diesem Erwerb ihren eigenen Besitz zu erhöhen; vielmehr wolle sie die Aktien im Markt und bei Interessenten unterbringen. Und so tritt die Deutsche Bank noch im Januar 1975 faktisch in den zwischen Flick und Iran vorgesehenen Vertrag ein: Sie erklärt sich bereit, 29 Prozent Daimler-Aktien zu übernehmen und dafür zwei Milliarden DM zu zahlen. «*

Inzwischen weiß natürlich alle Welt, was 1981 schon in KONKRET stand: daß der Schah Reza, mit dem Flick 1974 für drei Milliarden handelseinig gewesen sein wollte, in Wahrheit mit Nachnahmen Poteinkin hieß, daß es nur um Bares für Flick - er mußte seine Neffen auszahlen - und um die Anwendung des Korruptionserlaubnis-Paragraphen 6b ging.

Geradezu infam ist der unbekannte FAZ-Wirtschaftsredakteur, der diese Geschichte ins eigene Blatt hob und so einen ehemaligen Kollegen blamierte, denn drei Wochen vorher waren vom Korruptionsressort des »Spiegel« die einschlägigen Briefe und Aktennotizen Eberhard von Brauchitschs aus dieser Zeit veröffentlicht worden. Brief an seinen SPD-V-Mann Günter Markscheffel vom 23. Januar 1975:

»*Sie müssen wissen, daß Flick zu keiner Zeit bereit gewesen wäre, einer ausländischen Gruppe - wo immer sie auch angesiedelt sein mag - ein unbeschränktes Einwirkungsrecht auf Daimler einzuräumen.«*

Und - deutlicher noch - Brauchitsch-Aktenvermerk vom 7. März 1975 über ein Gespräch mit dem damaligen Bundeswirtschaftsminister:

*»Ich habe Friderichs ausdrücklich klargemacht, daß wir nur eine begrenzte Zeit die bisherige falsche 'Geschichtsschreibung'- insbesondere der Daimler-Transaktion - hinnehmen können. Wir hatten uns bisher über den tatsächlichen Geschehensablauf deshalb nicht öffentlich geäußert, weit wir weder die Deutsche Bank noch die Bundesregierung desavouieren wollen. Zu irgendeinem Zeitpunkt werden wir*

*aber klarzustellen haben, daß niemals die Absicht bestanden hat, ein beherrschendes Daimler-Paket 'über den Ladentisch' an Persien zu geben. «*

Freilich, Kruk darf sich über das böse Spiel, das die FAZ mit ihm treibt, nicht beschweren. Er treibt selbst ein Allotria ganz eigener Art mit einem Mann, über den man nicht scherzen sollte, Hanns Martin Schleyer:

*» Zeit seines Lebens hat er für ein soziales Modell gekämpft, in dem Freiheit, Toleranz und Leistung die leitenden Werte der gesellschaftlichen Ordnung sind.«*

Freiheit, Toleranz - Zeit seines Lebens? Gewiß die freie Marktwirtschaft braucht ihre Heiligen. Aber der tote Schleyer hat auch Anspruch auf Wahrung seiner Identität. Und dazu gehören seine Leistungen als - Selbstaussage - »alter Nationalsozialist und SS-Führer« bei der Denunziation des Rektors der Freiburger Universität und bei der Ausplünderung der tschechoslowakischen Wirtschaft.

Nützlich für den Festschrift-Leser ist diese Schleyer-Verklärung, weil er mit Hilfe dieser leicht überprüfbaren Angaben zu ermessen vermag, wie er die übrigen Festschrift-Äußerungen zur NS-Zeit einschätzen muß.

Aus einem anderen soeben erschienenen Buch (»Lebendige Arbeitswelt« - Die Sozialgeschichte der Daimler-Benz AG., Deutsche Verlagsanstalt. 394 Seiten 39,80 Mark) des pensionierten Vorstandsmitglieds Richard Osswald wird deutlich, wie sehr sich die Führungsgarnitur des Nobelkarossenwerkes für den Faschismus engagierte. Osswald über die Zeit nach 1945:

*«Eine weitere Erschwernis brachte die - von mir für notwendig angesehene Entnazifizierung.. Im Geschäftsbericht des Vorstands für die Jahre 1945 bis 1948 wird festgestellt, daß der 'Führungsapparat' weitestgehend (durch die Entnazifizierung) zerschlagen wurde.«*

Soviel Ehrlichkeit schimmert bei der Festschrift allenfalls in gut versteckten Fußnoten durch, wenn es da bei den meisten Vorstands- und Aufsichtsratmitgliedern heißt: »Unterbrechung 1945-1947« oder Unterbrechung 1945-1951«. Und wo dann doch im Text etwas zugegeben wird ' bügelt der Autor, diesmal FAZ-Lingnau, beflissen und diskret alles wieder glatt:

*Kissel zum Beispiel war, wie einige seiner anderen Vorstandskollegen, nach der 'Machtübernahme' in die Partei eingetreten, nachdem er schon vorher Mitglied der SS und - in dieser Branche naheliegend - des Nationalsozialistischen Kraftfahr-Korps (NSKK) geworden war. Erscheint aber diese Annäherung in erster Linie als für das Unternehmen wichtig betrachten zu haben. Verbal hat er sich stets mit dem Hitler-Regime identifiziert Seine engsten Mitarbeiter haben aber nach Kriegsende ihre Überzeugung geäußert, daß ein großer Teil dieser Linientreue auch dem Ziel gedient habe, den Einfluß der Partei auf Daimler nicht ausufern zu lassen.«*

Dieses begütigende Beurteilungsschema gilt sogar für einen engen Freund Hitlers, Jakob Werlin, der 1933 in den Vorstand aufgenommen wurde:

*»Für das Unternehmen mußten solche Verbindungen Gold wert sein. Werlin scheint sich auch in schwierigen Situationen nicht illoyal verhalten zu haben. Sein Draht zum Führer war so gut, daß er in einer ganzen Reihe von Fällen Entscheidungen zugunsten von Daimler-Benz und einzelner Personen beeinflußen konnte.«*

Pech hatte wirklich nur einer, ein kleiner Filialdirektor, der aus der Reihe tanzte:

*»Ein tragisches Schicksal war dem Aufsichtsratsmitglied Hermann Koehler Stuttgarter Filialdirektor der Deutschen Bank, beschieden.- Wegen regimekritischer Äußerungen in der Öffentlichkeit wurde er 1943 vom Volksgerichtshof in Berlin zum Tode verurteilt und wenig später hingerichtet.«*

Aber sonst war alles so schön, daß der FAZ-Redakteur mit dem unschuldigen Geburtsjahrgang 1934 in seiner Festschrift in überplanmäßigen Jubel ausbricht:

*»Am 30. Januar 1933 übernahm Adolf Hitler dann die Macht in Deutschland zeigte der neue Reichskanzler wie sehr er das Auto und dessen Hersteller in seine Pläne einbezogen hatte ... Hitler hielt Wort ein warmer Regen für die Hersteller ... die ersten zwangswirtschaftlichen Pferdefüße ... Doch der Aufschwung überstrahlte diese Schatten Auch der Umsatz schoß raketenhaft auf 89 Millionen Mark ... Der Aufschwung war so nachhaltig... «*

Bei Erhard, ein paar Jahre später, werden wir ihm wieder begegnen, diesmal sogar dem »Aufschwung ohnegleichen«. Dem konnte man nicht mehr das nachsagen, was man bei Hitler wohl oder übel anmerken mußte:

»Da Hitlers Machtorganisation sich eine 'Arbeiter-Partei' nannte, genoß alles Wohlwollen, was den Arbeitnehmern diente.«

Bei Daimler wiederum genoß alles Wohlwollen, was dem Profit diente und das war vor allem die Rüstung. Gottlieb Daimler, der Erfinder, hatte als Gesellenstück eine doppelläufige Pistole angefertigt und sein Ehrgeiz war, daß all seine späteren Erfindungen auch wirklich als Mordwerkzeuge dienlich sein können. Er schloß sich darum zwecks Autoherstellung mit einem Schießpulver- und mit einem Patronen-Fabrikanten zusammen. Biograf Paul Siebertz 1950:

*»Die seiner Zeit weit vorauseilenden Gedanken Daimlers fanden in deutschen Militärkreisen erst Beachtung, nachdem Kaiser Wilhelm II. einmal im Kaiser-Manöver einen Daimler-Wagen benutzt hatte und von dessen ausgezeichneter Bewährung begeistert gewesen war.«*

So wurden 1898 endlich in Berlin die »Bedingungen für den Bau militärisch verwendbarer automobiler Fahrzeuge« ausgearbeitet. Zur Daimler-Tragik gehörte, daß er die große Stunde nicht mehr erleben durfte. Als Sohn Adolf am 29. Mai 1900 endlich den Abschluß der militärischen Versuche mit Daimler-Wagen melden und - so der Biograf - »zugleich berichten durfte, daß Generalfeldmarschall Graf Schlieffen zuletzt sogar selbst an ihnen teilgenommen habe, da war sein Vater schon heimgegangen«. Er hatte nicht einmal mehr die letzte Tröstung in Form der gleichzeitig eintreffenden »großen Bestellung des Preußischen Kriegsministeriums« selbst entgegennehmen dürfen.

Der Staat kam eben - diese Klage dringt auch aus der Festschrift - immer zu spät, um rechtzeitig die schönen Tötungswerkzeuge von Daimler intensiv nutzen zu können. Das galt in jener Zeit, »als die Autos feldgrau trugen« - so die neckische Kapitel-Überschrift für den Ersten Weltkrieg. Es war ein Jammer: »Erst spät - zu spät« erkannten die deutschen

Militärs während des Balkan-Krieges, daß »schon der nächste Waffengang von der Technik« - gemeint ist Daimler-Technik - entschieden würde.

So kams, was die Festschrift heute noch beklagt: »Viel zu spät antwortete die deutsche Heeresleitung auf den ersten überraschenden Panzereinsatz der Briten.« Sie hatte zu spät bestellt, obwohl Daimler die ersten Panzer schon 1903 entwickelte: »Aber die Militärs zeigten damals kein Interesse.«

Daimlers Schuld war es also nicht, daß der Erste Weltkrieg verlorenging. Aber auch an des Dritten Reiches Ende ist der gute Stern auf allen Straßen völlig unschuldig: »Es rächte sich, daß die militärische Führung in ihrer Bewaffnungsstrategie und Beschaffungspolitik uneins war: Unklare Vorgaben für die Industrie waren die Folge.«

So ging dann auch der Zweite Weltkrieg verloren. Und doch, es muß ja nicht ewig so weitergehen. Damit so etwas nie wieder passiert, hat sich Daimler jetzt - »Auf breiter Basis ins zweite Jahrhundert« - mit den Rüstungsfirmen MTU, Dornier und AEG zum größten Waffenkonzern Europas zusammengeschlossen. Rechtzeitig, um mit geballter Kraft Anschluß an SDI, an das gigantische Rüstungsprogramm des US-Präsidenten Reagan zu gewinnen.

Zwischen Heilbronn und Würzburg hat die Landesregierung des Späth-Kapitalismus für Daimler eine riesige SDI-Teststrecke freigeschaufelt und von den Eingeborenen gesäubert - der gute Stern erhebt sich von den Straßen hoch in den Himmel zum Krieg der Sterne. So hat der Traum des jungen Gottlieb Daimler von der Fortentwicklung seines Gesellenstücks, der Pistole, seine universelle Erfüllung gefunden.

Konkret 04/86, S. 38

# Magazin

### KURZES GLÜCK

Deutschlands Frauen, so lehrt es die Werbung, kochen den besten Kaffee der Welt. Deutschlands Männer, so muß vermutet werden, müssen ihn trinken. Nun ist er plötzlich teurer als ehedem, aber das ist für richtige Süchtige überhaupt kein Grund den Konsum einzuschränken. Vielleicht profitiert diesmal sogar Nicaragua davon, das am Weltkaffeehandel zwar nur mit einem Prozent beteiligt ist, aber einen grossen Teil seiner Exporterlöse dem Verkauf von Kaffee verdankt. Denn der stark angezogene Preis für Kaffee - 1985 lag der Durchschnittspreis für einen Sack (46 kg) bei 135 Dollar, 1986 rechnet Nicaragua mit einem Preis von 238 Dollar - wird den Preiszerfall auf dem internationalen Markt der anderen wichtigen Exportartikel Baumwolle, Zucker, Rindfleisch und Bananen wettmachen. Der nicaraguanische Außenhandelsminister Alejandro Martinez Cuenca ist allerdings Realist genug, um auch die Gefahren des gegenwartig hohen Preisniveaus für die kleinen, Kaffee anbauenden Länder zu sehen: Brasilien und Kolumbien werden alles dran setzen, die durch Trockenheit und Naturkatastrophen erlittenen Verluste

möglichst rasch wieder auszugleichen. Auch könnten, so vermutet man in Managua, die derzeitigen verlockende Preise eine Überproduktion auslösen, die den Preis langfristig derart tief fallen ließe, daß der jetzt erzielte Mehrertrag wieder dahinschwinden würde.

### EIN BRIEWECHSEL

Am 28.12. schreibt ein Westberliner Fernsehzuschauer einen Brief on Dagobert Lindlau, der ob seiner präzisen Unwissenheit häufiger schon aufgefallen ist.

*Sehr geehrter Herr Lindlau, Sie haben in der heutigen Sendung des Weltspiegels in Ihrem Abspann zu dem Beitrag Ober US-Filme wie »Rambo«, »Die rote Flut« etc. gesagt, »es sei kaum beruhigend, daß auch in der Sowjetunion ähnlich idiotische Feindbilder bestünden«. Ich kenne keine sowjetischen Pendants zu den o.a Filmen und wäre ihnen dankbar, wenn Sie mir einige nennen könnten.*

Am 8. Januar schreibt der Chefreporter des Bayrischen Rundfunks, der, wie kann es anders sein, nach dem Diktat verreist, an den Fernsehzuschauer aus Westberlin:

*Leider haben Sie bei meiner Moderation nicht genau zugehört. Sie lautet »Es ist kaum ein Trost, daß es auch in der UdSSR ähnlich idiotische Feindbilder gibt, wenn auch kein Hollywood«, also auch keine Filme 6 la Hollywood. Feindbilder findet man sonst massenhaft. Es sei denn, man wäre dafür blind.*

Der Fernsehzuschauer gibt sich mit dem Nichts an Antwort nicht zufrieden. Er hakt nach:

*»Ich glaube daß Sie den Kern meiner Nachfrage nicht ganz erfaßt haben. Es geht nicht um die Existenz von Feindbildern.( ... ) Deshalb erlaube ich mir, meine Anfrage in etwas abgewandter Form zu wiederholen: Kennen Sie sowjetische Filme, Presseerzeugnisse, Stellungnahmen, Interviews, Leserbriefe, Fernsehbeiträge, theoretische Artikel u.a. mehr, die diese Kriterien erfüllen? Wenn ja, waren Sie so freundlich, mir einige zu nennen?*

14 Tage später kommt die Antwort auf einem standardisierten Normbrief:

*Wir danken Ihnen, daß Sie durch ihre Äußerung unsere Arbeit unterstützt haben. Die Einsparung von Kapazität in unseren Sekretariaten verbietet es mir leider, auf jeden Brief persönlich zu antworten. Ich wäre dazu zeitlich nur in der Lage, wenn ich aufhören würden Sendungen zu machen. Und das möchte ich eigentlich noch nicht. Mit besten Grüßen Ihr Dagobert Lindlau.*

*P.S.: International Herald Tribune, January 14th, 7 986, Seite 4, Spalte 3-5.*

Daher hat er es also, der Lindlau. Bloß woher wußte er schon am 29.12.1985, was die »Herald Tribune« am 14.1.86 schreiben würde? Der Herr darf unserer Aufmerksamkeit gewiss sein.

**IMMER WEITER SO**

Obwohl die Bundesregierung im vergangenem Jahr das Abkommen zwischen Südafrika und der BRD kündigte, bietet die Zentralstelle für Arbeitsvermittlung (ZAV) in Frankfurt auch für das laufende Jahr Arbeitsaufenthalte für deutschsprachige Studenten in Südafrika an. Auch der Deutsche Akademische Austauschdienst vermittelt weiterhin südafrikanische Regierungsstipendien

Die ZAV in Frankfurt - eine Abteilung der Nürnberger Bundesanstalt für Arbeit - kooperiert mit der Bonner Vertretung der »South Africa Foundation«. Diese offiziell als Einrichtung der südafrikanischen Industrie bezeichnete Agentur wählt ihre Kandidaten vor allem noch politischer Gesinnung aus. Frühere Teilnehmern sprechen, so die Studentenzeitung »frontal« in einem Bericht, von einem regelrechten »Verhör«. Nach Angaben der Anti-Apartheid-Bewegung verfügt der Bonner Leiter der Foundation über hervorragende Kontakte zum südafrikanischen Geheimdienst.

**ALLES PFLICHTEN**

Der typische japanische Angestellte trifft sich noch einer statistischen Erhebung 18,8 mal pro Monat mit Freunden oder Kollegen zum Essen und Trinken im Lokal. Dafür gibt er im Jahr umgerechnet knapp 7000 Mark aus. Zusammen mit seinen Aufwendungen für grössere gesellschaftliche Anlasse worden es fast 9500 Mark oder knapp zwölf Prozent seines jährlichen Durchschnitteinkommens. Die Sumimoto-Bank, die 450 Angestellte im durchschnittlichen Alter von 42 Jahren detailliert befragte, wollte auch etwas über die Rolle der Ehefrauen im gesellschaftlichen Loben wissen. Die große Mehrheit der Männer versicherte, daß die Frauen Verständnis für die »Erfüllung sozialer Pflichten« habe, wie die abendlichen Trinkereien genannt worden. Daß die Frauen nicht mitgenommen worden, ist so selbstverständlich, daß es unerwähnt blieb.

**NICARAGUA**

Nach Angaben des nicaraguanischen Verteidigungsministeriums stellt sich der Krieg zwischen den USA und Nicaragua für 1985 in Zahlen folgendermaßen dar:

* Vom 1.1.1985 - 26.12.1985 kam es auf Seiten der Contras zu 5.649 Verlusten: 4.608 Tote, 1.041 Verwundete und Gefangene.

* Auf Seiten der Volksarmee gab es 1. 143 Tote.

* Die Anschlage der Contra auf die Zivilbevölkerung führten zu 281 Morden, 843 Verwundeten und 446 Entführten.

* 571 Mal wurde der nicaraguanische Luftraum von Flugzeugen verletzt, die von Stützpunkten in Honduras und Costa Rica aus starteten.

* 468 Mal wurden Spionageflüge über Nicaragua mit Flugzeugen der US-Armee von US-Stützpunkten aus durchgeführt.

* 1985 lagen während des ganzen Jahres, sowohl im Atlantik als auch im Pazifik (in Sichtweite des Hafens von Corinto) Panzerkreuzer und Zerstörer der USA nur wenige Meilen vor den Küsten Nicaraguas. Ein modernes Aufklärungsschiff vom Typ ARL-24 SPHINX war ständig vor den Kosten zu beobachten.

* Die gemeinsamen Manöver zwischen den USA und Honduras wurden fortgesetzt. Seit 1981 haben an diesen Manövern 72.000 Mitglieder der US-Armee teilgenommen, 1985 nahmen 25.000 an den verschiedensten Militärübungen in der Region teil.

* Wahrend des letzten Jahres haben 40 hohe US-Offiziere in Honduras und anderen mittelamerikanischen Ländern nichtoffizielle Besuche gemacht, wobei der wichtigste der »halboffizielle« Besuch des neuen Sicherheitsberaters John Poindexter, unmittelbar nach seiner Ernennung, gewesen ist.

* 1985 hat die Reagan-Administration den Contras Boden-Luft-Raketen Red-Eye (vom Typ SAM-7) geliefert.

* 1985 hat der US-Kongreß 27 Millionen US-Dollar bewilligt, um den Staatsterrorismus der Reagan-Administration gegen Nicaragua voranzutreiben.

## NUR WEITER SO

Die Deutschen sterben aus, meinen die Westdeutschen und denken dabei an sich selbst. Recht haben sie. Die Geburtenrate ist so niedrig wie in keinem anderen Industrieland, kein Land ist so überaltert. Doch deshalb sterben die Deutschen noch lange nicht aus. Dafür sorgt schon die DDR mit einer Familienpolitik, die weniger etwas mit der Familie als mit den Kindern zu tun hat. Seit 1975 stieg die Geburtenrate stetig an. Die Anstrengungen des Staates für den Nachwuchs sind beträchtlich. Zwischen 1981 und 1985 erhöhte sich die Anzahl der Kindergarten in der DDR um 1020 auf 13 173. Allein 1985 wurden 26 423 Kindergartenplätze neu geschaffen, 1986 werden es 20 520 neue Kindergartenplatze sein. Noch den Prognosen wird im August '86 mit 998 000 Mädchen und Jungen der absolute höchste Stand an Kindergartenkindern erreicht sein. 90 Prozent aller Mädchen und Jungen vom 3. Lebensjahr an bis zum Eintritt in die Schule besuchen einen Kindergarten.

## GELLI BEI STROESSNER

Licio Gelli, seit 1981 verschwundener Großmeister des italienischen rechtsradikalen Terrorismus, ist wieder aufgetaucht. Er lebt auf einer abgelegenen Finca in Paraguay unter dem Schutz des Diktators Alfredo Stroessner. Ein Politkrimi hat seinen Hauptdarsteller wieder.

Wer ist Gelli? Ein Altfaschist, der es mit Mussolinis Konkursvermögen schaffte, ein internationales Terrornetz und eine politische Macht in Italien aufzubauen. Als 1981 bei einer polizeilichen Durchsuchung in Gellis Wohnung Auszuge aus einer Mitgliederkartei auftauchten, wollte kaum einer den Ausmaßen trauen, die die Macht der Geheimloge »Propaganda Due« (kurz »P-2« genannt) angenommen hatte. Unter den knapp tausend Namen waren Generale aus allen italienischen Teilstreitkräften, Geheimdienstchefs, Politiker, Industrielle und nahezu komplett die neofaschistische Terrorszene, die in den siebziger Jahren mit Attentaten, Morden und Putschversuchen Italien in Angst und Schrecken versetzt hatte. Die Macht der Geheimloge konnte zwar geschwächt werden, ihr Großmeister wurde kurzzeitig auch inhaftiert, entschwand aber umgehend mit Hilfe des Gefängnispersonals. Geblieben sind jedoch die Verbindungen der schwarzen Internationale, deren Aktivitäten sich nach Südamerika verlagerten. In Chile, Uruguay, Bolivien, Brasilien und Argentinien hatte Gelli schon in den fünfziger Jahren enge Kontakte zur einheimischen Reaktion geknüpft. 20 Jahre später verlieh ihm dafür die argentinische Militärjunta den Ehrentitel eines »Wirtschaftsberaters« und diplomatische Immunität.

Mit den Geldern der Geheimloge entstanden Terrororganisationen. In Argentinien wurde die »Antikommunistische Argentinische Allianz« (AAA) gebildet, deren Chef, der damalige peronistische Sozialminister Lopez Rega, den italienischen Neofaschisten im Gegenzug die Waffen lieferte. Umschlagplatz für diese Transaktionen war die Finca von Conrado Papalardo, dem Schwiegersohn Stroessners in Paraguay.

Sein ständiger Begleiter ist der argentinische Ex-General Suarez Manson, einer der Verantwortlichen des Terrorregimes in Argentinien zwischen 1976 und 1983, der in Unehren aus dem Heer ausgestoßen wurde. Der General wird immer mehr zur Zentralfigur in den Vorbereitungen, die die argentinische Reaktion trifft, um die Regierung von Präsident Alfonsin zu stürzen.

## ES GEHT VORAN

Zwar ist der Kommunismus auch in der Sowjetunion noch nicht erreicht, aber immerhin gelang es jetzt sowjetischen Bergsteigern, den höchsten Berg der UdSSR, den 7495 Meter hohen Pik Kommunismus, erstmals auch im Winter zu besteigen. Wenn das kein Zeichen ist.

## GUT IM GESCHÄFT

China macht sich: Ende Januar fand in Peking erstmals überhaupt eine Waffenmesse statt. 160 Unternehmen beteiligten sich. Sie kamen aus zwanzig Staaten. Die chinesischen Waffenschmiede waren ebenfalls gut vertreten. Nicht ohne Grund. Denn das Land hat sich in den letzten Jahren zu einem immer wichtigeren Exporteur von Waffen entwickelt. 1984 wurden Waffen im Worte von 1,5 Milliarden Dollar verkauft. Damit nahm China den fünften Rang ein: Hinter der UdSSR, den USA, Frankreich und Großbritannien.

## GANZ PRIVAT

Prof. Dr. Gerd Pfeiffer, Präsident des Bundesgerichtshofes in Karlsruhe, legt wert auf die Feststellung, daß er seine »Südafrika-Reise« selbstverständlich aus eigenen Mitteln finanziert hat. Er hält es für sein »gutes Recht, die mir wichtig erscheinenden Informationen direkt zu sammeln ... auch wenn dies anderen nicht genehm ist«. Schließlich »orientieren sich auch andere Personen des öffentlichen Lebens immer wieder vor Ort über die Verhältnisse in Südafrika«.

Eine dieser Personen ist sein Karlsruher Richter-Kollege Prof. Dr. Wolfgang Zeidler, Präsident des Bundesverfassungsgerichts. Er war »ganz privat« zur Inthronisierung der »Übergangsregierung« im besetzten Namibia. Jetzt reiste er nach London, um als Gast der Internationalen Gesellschaft für Menschenrechte über »Menschenrechte in Namibia« zu berichten. Ganz privat versteht sich. Zwischen seinen Reisen nutzte Zeidler die Dienstzeit, um zu begründen, warum die Grünen nicht die Geheimdienste kontrollieren dürfen sollen. Ganz dienstlich.

**UNSER MANN IN DJAKARTA**

Ein Zufall ist es gerade nicht, daß Messerschmitt-Bölkow-Blohm, abgekürzt MBB, seine Hubschrauber BO 105 in Indonesien in Lizenz fertigen laßt. in der Regierung des Landes gibt es nämlich einen Mann namens Habibie. Der ist heute Staatsminister und hat früher einmal in Aachen studiert. Vor seiner Rückkehr nach Indonesien war Habibie technischer Abteilungsleiter bei MBB in München. Seine Devise: »Deutsch denken«, um den Interessen seines Landes besser dienen zu können. Gegenüber deutsch denkenden Journalisten meinte er: »Die zukünftigen Führer dieser Nation werden in eurer Küche auf ihre Aufgaben vorbereitet.« Ob Habibie nun in die Gastronomie wechseln will, stand nicht in »Loyal«, dem Magazin der bundesdeutschen Reservisten.

**GANZ STRENG**

Ausdrücklich bestätigt hat die Bundesregierung die Entscheidung des Bundesamtes für gewerbliche Wirtschaft, den Südafrika-Export eines »simplen Revolverhandgriffs aus Holz« zu untersagen. So streng ist die Regierung. Hubschrauber dürfen exportiert worden.

**KONZENTRATION**

Als »langgehegten Wunsch vieler Nationalgesinnter« feierte die »Nationalzeitung« die Konzentration der rechten Kräfte« im Pressebereich: Die »Deutsche Wochenzeitung« (Auflage etwa 15000 Exemplare) wurde vom Münchener DSZ-Druckschriften- und Zeitungsverlag übernommen. Er gehört dem Herausgeber der »National-Zeitung«, Gerhard Frey, der auch den »Deutschen Anzeiger« verlegt. Gesamtauflage der Blätter: etwa 170.000 Exemplare.

**ALLTÄGLICH**

Heribert Dotzauer, Inhaber der Gaststätte »Zur Kugel« in Fürth bei Nürnberg handelt ganz im Sinne der Nürnberger Rassengesetze von 1935. Einer Arbeiterin schrieb der Wirt in den Arbeitsvertrag: »Arbeitnehmer verpflichten sich, keinen Kontakt zu nichtarischen, farbigen und ausländischen sowie späteingebürgerten Personen zu unterhalten.« Die Staatsanwaltschaft Nürnberg ermittelt.

**MORD AN EX-SKIN**

In Hannover wurde in der Nacht vom 13. zum 14. Januar 1986 ein 19jähriger Schüler auf der Straße erschossen. Er war ehemaliger Skinhead. Sein Vater ist Ressortleiter bei der »Neuen Presse«. Anti - Fa-Kreise und Grüne vermuten einen Racheakt aus der Skinhead- Szene, da der Ermordete angeblich in einem Prozeß gegen den Führer der hannoverschen Skins, Mario Jakob, aussagen sollte. Die Polizei teilte bislang lediglich mit, sie ermittle in verschiedene Richtungen. Das heißt ja nichts anderes, als daß ihr bisher die sogenannte 'heiße Spur' fehlt. Obwohl die Polizei nichts weiß, ist sie sich sicher, daß es kein Racheakt war. Das ist zwar nicht logisch, aber beruhigend. Die Lokalpresse schweigt. Kunststück.

**EXILSOLDATEN**

Von den schätzungsweise 100.000 in Südafrika lebenden Westdeutschen dient eine Anzahl in den Streitkräften der Kap-Republik. Dies wurde vom Auswärtigen Amt in Bonn bestätigt. Über die genaue Zahl der westdeutschen Paßinhaber, die in

Südafrika ihren Wehrdienst ableisten, lagen jedoch keine genauen Angaben vor. - So lautete eine Kurzmeldung von dpa vom 13.2.86 um 17.26 Uhr. Um 18.55 Uhr sendete die Agentur eine ausführlichere Fassung. Nun stand zu lesen: »Ob auch deutsche Paßinhaber in der südafrikanischen Armee Dienst leisten, konnte das Auswärtige Amt in Bonn weder ausschließen noch ausdrücklich bestätigen ... « Zum Schluß folgt ein Hinweis für die Kunden: »Achtung: Das Auswärtige Amt präzisiert am Abend seine Angaben« Noch präziser?

**SELBSTHILFE**

Sechs ostafrikanische Staatschefs haben die Gründung einer Organisation gegen die Dürre beschlossen. Äthiopien, Kenia, Somalia, Sudan, Uganda und Djibouti einigten sich, die Zwischenstaatliche Behöde gegen Dürre und für Entwicklung (IGADD) in Djibouti anzusiedeln, der Hauptstadt das gleichnamigen Landes. Die Organisation soll regionale Programme gegen das Vordringen der Wüste und Umweltzerstörung koordinieren und sich für internationale Hilfe zur Selbstversorgung mit Nahrungsmitteln einsetzen.

**DEN ANSTAND WAHREN!**

Von Günter Kolodziej*

Na endlich! DIE GRÜNEN spielen wieder eine relevante Rolle in der veröffentlichen Meinung. Dazu beigetragen haben das wohlinszenierte Spektakel um den Verkehrswegeplan, der »parlamentarischen Ungehorsam« der Fraktion gegenüber dem Versuch der Regierung, die »Sicherheitsgesetze« durchzupeitschen, vor allem aber Schilys Anzeige gegen den Bundeskanzler.

Seine Aktion ist erfolgreich. Sie beherrschte die ersten Seiten der Tageszeitungen, war dem »Spiegel« eine Titelgeschichte, der »Quick« eine Meinungsumfrage wert. Rundfunk und Fernsehen stürzten sich auf die Sensation, daß zum ersten Male in der Bundesrepublik ein Regierungschef Gefahr lauft, wegen »uneidlicher Falschaussage« angeklagt zu werden. Geißlers »Blackout« brachte Schily und damit auch der Partei zusätzliche Popularitäspunkte. Doch die in der Fraktion aufkommende Hochstimmung hat eine Diskussion Ober die Sinnhaftigkeit der Anklage gar nicht erst aufkommen lassen.

Wenn es richtig ist, daß der relative Mißerfolg grüner Initiativen im Hinblick auf ihr Medienecho kein Argument gegen die politische Notwendigkeit solcher Initiativen sein kann, so gilt auch umgekehrt, daß sich mit dem öffentlichen Erfolg einer Aktion die Frage nach ihrer politischen Richtigkeit noch keineswegs erledigt hat.

Die ganze öffentliche Aufgeregtheit in dieser Angelegenheit verdankt sich jener Stelle im Protokoll des Mainzer Untersuchungsausschußes, wo Kohl deutlich »Nein« sagte, als er sich hatte rausreden sollen.

Und das ist auch schon alles. Kein Hahn hatte danach gekräht, wenn der Kanzler nur das gesagt hatte, was ihm seine Juristen aufgeschrieben hatten, obwohl es in der Sache keinen Unterschied gegeben hatte.

Interessant an der Debatte ist, daß inzwischen zwei Dinge als völlig selbstverständlich unterstellt werden:

· Alle führenden Politiker haben gewußt, daß es sich bei den staatsbürgerlichen Vereinigungen u.ä. um »steuerrelevante« Geldwaschanlagen gehandelt hat.

· Es kam vor den jeweiligen Untersuchungssausschüssen für die als Zeugen geladenen Politiker darauf an, dieses Wissen zu bestreiten und zwar in einer juristisch nicht angreifbaren Form.

*Dieser* Aufgabe ist Kohl nicht gerecht geworden und *nur das* wird ihm jetzt angekreidet. Es wird ihm eben nicht mehr oder kaum noch angelastet, widerrechtlich Steuerhinterziehung gebilligt zu haben, und schon gar nicht wird mehr darüber geredet, daß die Politik der etablierten Parteien die Verwertungsinteressen der Unternehmer exekutiert und dafür finanziell belohnt werden (Erkaufen mußten sich Flick um. nämlich gar nichts. Lambsdorff hat völlig recht, wenn er den Bestechungsvorwurf mit dem Argument zurückweist, er hätte die Steuerbefreiung für Flick sowieso befürwortet und zwar aus Überzeugung).

Die Dimensionen haben sich verschoben. Sollte der Kanzler wirklich seinen Hut nehmen müssen, dann deshalb, weil er nicht geschickt genug gelogen hat.

Und dieser »Fortschritt« in der öffentlichen Behandlung der »Flick-Affäre« sollte die Grünen eher bedenklich stimmen denn zu Jubelstürmen hinreißen.

Laut einer in der Zeitschrift »Quick« veröffentlichten Meinungsumfrage fordern inzwischen 61 % der Bundesbürger den Rücktritt Kohls, falls gegen ihn Anklage erhoben werden sollte. »Quick« zitiert besorgte Stimmen aus dem Unionslager: »Ein Kanzler darf doch keinen Black-out haben.«

Solcher Sorge liegt der Wunsch nach einem Kanzler zugrunde, der die Interessen des BRD-Staates nach innen und außen im topfitem Zustand durchzusetzen in der Lage ist. Den nationalistischen Ausgangspunkt teilen im übrigen auch jene, denen die Blackout-Geschichte von »links« Anlaß zu Häme und Schadenfreude ist.

Nein, wenn Kohl auf irgendetwas ein Recht hat, dann darauf, auch einmal Scheiße zu bauen, will sagen, sich zu verplappern. Die Rumreiterei aber auf dem lächerlichen Umstand, daß Kohl sich beim Schwindeln dümmer angestellt hat als die anderen, und der Versuch, ihn deshalb fertigzumachen, sind vom menschlichen Standpunkt aus kleinkariert und unter dem Gesichtspunkt der politischen Auswirkungen her bedenklich. Sie befördert nämlich die abstrakte Diskussion um die Führungsqualitäten des politischen Personals unter Absehung dessen, zu welchem Zweck da geführt wird, und die allgemeine Übernahme des Standpunktes des Staatsinteresses.

Solche Prozesse sollte eine Partei, die angetreten ist für eine basisdemokratische Gesellschaft, in der die Menschen über ihr Geschick selbst entscheiden, statt sie permanent am Staatswohl zu relativieren, bekämpfen statt sie zu befördern. Warum soll der Kohl gerade dann gehen, wenn Anklage erhoben ist? Das Gerede davon, keine Vorverurteilung zu praktizieren, dementiert sich an dieser Stelle selbst. Denn juristisch besteht die Unschuldsvermutung auch dann noch. Warum also gerade dann? Nun, die Presse ist sich einig: Weil das Ansehen der BRD Schaden nimmt, wenn gegen ihren obersten Chef ein Verfahren lauft. Im Inland hatte die Bevölkerung keinen Respekt mehr vor der Regierung (wofür braucht sie den wohl?), und auch im Ausland werden wir nicht mehr ernst genommen (warum sollen die anderen Staaten uns eigentlich ernst nehmen?). Schließlich Schily selber, ganz Staatsmann: »Ob man mir es glaubt oder nicht: Mir geht es nicht um Dr. Kohl. Mir geht es auch darum, daß das Amt des Bundeskanzlers nicht beschädigt wird.« (Quick, 10/86)

Und was ist, wenn keine Anklage erhoben wird? Dann ist Ottos Wunsch in Erfüllung gegangen und das Amt unbeschädigt geblieben. Der Kohl steht besser da als je zuvor und kann seine politischen Wende-Sauereien gestärkt fortsetzen. Und wenn er gehen muß? Dann kommt Stoltenberg und rettet die Institution Bundeskanzler. In keine Spendenaffäre verstrickt - (zumindest nirgendwo erwischt) - kann er einen Neuanfang wagen und - mit großem moralischen Bonus ausgestattet - den Leuten noch dreister das Geld aus der Tasche ziehen als bisher. Die Demokratie feiert ihre »Selbstheilungskräfte«, und die Grünen stehen ziemlich belämmert da.

Sicher, der »Spiegel« schreibt den Stimmenzuwachs der GRÜNEN Schilys Initiative zu. Aber eins sollte zu denken geben: Die Presse bewertet die Anzeige unisono als Wahlkampfmanöver, je nach Standpunkt unterschiedlich als besonders raffiniert oder besonders perfide.

Das »Schlammschlacht-Argument« wird momentan in der Öffentlichkeit noch relativ zurückhaltend diskutiert. Sollte aber die Anzeige den Bach runtergehen, werden die Medien mit eben dem Saubermannsgestus über die Grünen herfallen, den sie jetzt praktizieren.

*Der Verfasser ist Mitarbeiter der Bundestagsfraktion der Grünen

**Gedichte**

Der DDR-Autor Steffen Mensching, dessen schmales Werk schon einige Male in KONKRET und auch LITERATUR KONKRET präsentiert wurde, hat im Heft 2/86 der DDR-Zeitschrift »neue deutsche literatur« einige neue Gedichte veröffentlicht. Ein paar Kostproben:

*

NEBEN DIR LIEGEND,

MALTE ICH, SACHT, UM DICH

nicht zu wecken

ein Fragezeichen auf deine Stirn,

du sprachst

nicht mehr von deinen Träumen mit mir,

vielleicht weil ich in ihnen nicht mehr erschien

*

UMLEGEN,

EIN WORT IN DER SPRACHE

der Männer, die

auch ich beherrsche, jawohl, die
auch mich beherrscht,
meine Herren, ein Wort, zwei Bedeutungen beide bezeichnend

*

AUCH ICH BIN NICHT GANZ
DICHT, WIE DU SONDRE ICH
Flüssigkeiten ab,
Schweiß, Spucke, Tränen, Blut und
einen andren Saft dazu.
Mein Ego hat ein Loch,
faß rein, hab Mut, ja, das tut gut,
nur zu, vergiß dich, du
und das Tabu,
o pantha rhei, du gehst heraus aus
dir, ich geh dazwischen,
ja dazwischen.
Wer wie wir zwei so undicht ist,
kann sich so schön
vermischen

**DENKZETTEL**

Die DDR-Autorin Irmtraud Morgner (»Amanda«) wurde im vergangenen Jahr ausgezeichnet mit dem »Literaturpreis der Stadt Bad Gandersheim zum Gedenken an die erste deutsche Dichterin Hroswitha von Gandersheim«. Irmtraud Morgner hielt eine Dankesrede und trug vor »Denkzettel, die uns Hrotsvit hinter unsere Spiegel gesteckt hat«. Hier sind sie:

*Zum Beispiel. Dichten verlangt aufrechten Gang. Hrotsvit wäre nicht unsere erste Dichterin, wenn sie sich nicht diese Haltung errungen hätte, bevor sie anhub. Hrotsvit, eine Nonne! Ihre Glaubensbrüder halten die Frau bis heute nicht für würdig, die Messe zu lesen. Vor tausend Jahren nannte Hrotsvit die Nonnen die Herrinnen der Herrscher, deren weltliche Macht abhängig wäre von den Fürbitten der gelehrten Klosterfrauen!*

*Oder: Im Hexenhammer, dem Strafgesetzbuch der Inquisitionsprozesse, heißt es von der Bosheit der Frau: »Was ist die Frau anderes als die Feindin der Freundschaft, eine unentrinnbare Strafe, ein notwendiges Übel, eine natürliche Versuchung, ein wünschenswertes Unglück, eine häusliche Gefahr, ein ergötzlicher Schade, ein Mangel der Natur, mit schöner Farbe angemalt.« Und: »Ich fand die Frau bitterer als den Tod.«*

*Ein Wesen mit dem Status eines »Mangels der Natur«, eines Untermenschen also, kann natürlich nicht dichten. Denn diese Tätigkeit, wie alle anderen schöpferischen, Wahrheit suchenden Bemühungen, setzt Würde voraus. Hrotsvit räumt ein, daß die erste Jungfrau, Eva, die Sünde in die Weit gebracht hat. Aber die zweite Jungfrau, Maria, hat der Welt die Erlösung gebracht. Hrotsvit nennt Maria: Gottesmutter, Himmelsmutter, Herrin des Himmels, Herrscherin der Weit - Epitheta, die matristische Schöpfungsmythen durchscheinen lassen.*

*Oder: Daß Frauen die Fähigkeiten zum Stückeschreiben fehlen, gilt bis heute als kaum hinterfragenswürdige Feststellung. Aber der erste deutsche Dramatiker war eine Dramatikerin. Und als vielstimmiger weiblicher Mensch kann Hrotsvit die Komödien des Terenz natürlich nur so bearbeiten, indem sie die Frauen da als glänzend verherrlicht, wo sie in den Stücken des Römers erniedrigt werden.*

*Oder: Sie greift kühn zu den größten Stoffen. Der Theophilus ist die erste dichterische Gestaltung der Faustsage in Deutschland, das Urbild des Faust, der ein Mann der Weisheit, der Wissenschaft ist, sich aus freiem Willen dem Teufel verschreibt und errettet wird - selbstverständlich durch die Fürbitten der Gottesmutter Maria.*

*Oder: Vor tausend Jahren erschien den weltlichen Herrschern eine gelehrte Frau wie Hrotsvit als erste Historiographin der Ottonischen Dynastie für angemessen. Eine gelehrte Frau - und dennoch als vollständiger Mensch ausgewiesen und*

*also geschützt in der Männergesellschaft dadurch, daß sie nicht nur gut, sondern optimal verheiratet war. Sie hatte einen himmlischen Bräutigam. Eine idealere Ehe ist nicht denkbar.*

*Oder. Hrotsvit hatte im Stift gewisse Voraussetzungen, ohne die geistige Arbeit Stückwerk bleibt. Virginia Woolf brachte diese Voraussetzung auf die Formel: Ein Zimmer für sich und 500 Pfund im Jahr. Hrotsvit - eine jüngere Schwester von Beatriz de Dia.*

*Und heute, in unserer Gegenwart, muß immer noch, ach immer noch um diese gewissen Voraussetzungen gerungen werden...*

**REST DER WELT**

Wim Wenders, der Schrecken der texanischen Wüste, steckt immer noch mittendrin in den Vorbereitungen für seinen nächsten Film, der den Titel »Bis ans Ende der Welt / Till the End of the World / Jusqu'au baut du monde« tragen wird. Es soll sich um eine romantische Komödie und gleichzeitig um ein Road Movie handeln, wie es bislang noch keines gab. Als Drehorte sind bisher vorgesehen: Südfrankreich, Paris, Frankfurt, Rom, Lissabon, Glasgow, London, vielleicht Moskau, dann Tokio, der Südpazifik, San Francisco, Los Angeles, Rio, Dakar, Casablanca und schließlich Venedig. Offenbar hofft Wenders, dass der Film in den Mittelstufen im Geographieunterricht eingesetzt werden kann. Produziert wird der Film, wie - bereits »Paris, Texas« - von Argos / Paris und Sievernich / München.

**BUCH-HUNGER**

Von der öffentlichen Diskussion über Dritte-Welt- und Entwicklungs-Themen profitiert offensichtlich auch der Buchmarkt. So hat der Peter-Hammer-Verlag in Wuppertal von dem gemeinsam 117 it der Deutschen Welthungerhilfe herausgegebenen Taschenbuch von Rudolf Strahm, »Warum sie so arm sind «, in den letzten vier Monaten über 40000 Exemplare verkauft. Erfolg signalisieren der Peter-Hommer-Verlag und die Deutsche Welthungerhilfe auch für zwei gemeinsam herausgegebenen Kinder- und Jugendbücher: »KwaZulu«, ein Jugendbuch über das Leben eines schwarzen Mädchens unter den Bedingungen der Apartheid, erhielt kürzlich von der britischen Zeitung »The Times« eine Auszeichnung; »Gopal«, in dem ein indischer Balladensänger über ein Dorf berichtet, das er wegen der dort herrschenden großen Armut verlassen mußte, erfreut sich ebenfalls einer großen Nachfrage.

**EIN SATZ NUR**

Arthur Maria Rabenalt, Filmemacher im nationalsozialistischen Reich (»Reitet für Deutschland«, Regieberater für »Tiefland« von Riefenstahl), noch dem Krieg erst bei der DEFA, dann gut im westdeutschen Fernsehgeschäft, hatte schon 1958 in seinem Buch »Film im Zwielicht« auf den unpolitischen Charakter seiner Produktionen in der NS-Zeit bestanden. Nun, im Jahre 1985, doppelt er in »Joseph Goebbels und der 'Großdeutsche' Film« (Herbig Verlagsbuchhandlung, 248 Seiten, zahlreiche Abbildungen, 38 DM) kräftig nach. Der Autor, der sich 1982 bei Lübbe Bastei über »Die perforierte Unzucht - Eine Geschichte des Pornofilms« ausgelassen, Mitte der Sechziger eine fünfbändige Geschichte des erotischen Theaters vorgelegt hatte, schreibt jetzt, nicht an zentraler Stelle, aber immerhin: »Als es zur Judenverschickung und zur Endlösung kam, waren wir fest davon überzeugt, daß es sich bei der Verbringung in den Osten um eine Umsiedlung handelte.« Frischwärts.

**KING ELVIS IS BACK**

Zwei Jahre lang hat man von Elvis Costello nichts mehr gehört - von seiner Produzententätigkeit für die Pogues und seinem genialen Kurzauftritt beim »Live-Aid«-Konzert einmal abgesehen. Mit »King Of America«, (RCA), seiner neuen, unter dem Namen The Costello Show veröffentlichen LP hat Costello wieder eine sehr solide Platte abgeliefert, auf der er sich in erster Linie mit amerikanischen Musiktraditionen (Country & Western, Folk, Blues) auseinandersetzt. Obwohl das Niveau des 82er Meisterwerks »Imperial Bedroom« kaum einmal erreicht wird, sind doch zumindest zwei der 15 Songs la-Costello-Qualität: die Country-Ballade »Indoor Fireworks« und der Folk-Song »Little Palaces«

**AUGSBURG, BRECHT, HIOB**

Hanne Hiob wollte Brecht in Augsburg wieder einbürgern. Es gelang ihr nicht. Städtische Administratoren, Politiker und Wendegeister taten alles, um diese Heimholung zu verhindern. Geblieben ist eine Dokumentation, die Hanne Hiob mit der Unterstützung von Christina und Michael Lichtwarck, Renate Hoch und Raimund Rupp im Verlag Das Freie Buch, Tulbeckstraße 4, 8000 München 2, herausgegeben hat: 0985 Brecht in Augsburg: Die Heimholung«. Ein Lehrstück.

**ARBEITER KULTUR**

Die staatsoffizielle Zeitschrift »Polnische Perspektiven« in ihrem Heft 4185, Seite 68, unter der Oberschrift »Lesen und Fernsehen«: »41 Prozent der Arbeiter lesen einige Male im Jahr Bücher. 29 Prozent seltener. 95 Prozent der Arbeiter sehen fern.«

Ende der Meldung.

**LE CORBUSIER**

Im Badischen Kunstverein in Karlsruhe wird noch bis zum 18. Mai unter dem Titel »Le Corbusier - Synthese des Arts« eine erste zusammenfassende und umfangreiche dokumentierte Ausstellung zum vielseitigen und radikalen Spätwerk des bedeutenden Architekten, Städteplaners, Theoretikers, Designers, Künstlers und Autors gezeigt.

**B WIE BENSHI**

Sony Yamaha Suzuki Honda. Japan, klar doch. Film aus Japan. Ishiro Honda. SF-Großmeister. Godzilla. Und sonst? Kurusawa. Oshima. Ozu, Mizogushi, vielleicht noch Naruse? Oder Terayama: »Werft die Bücherweg und geht auf die Straße«. Das war von ihm. Er ist 1983 gestorben, im Alter von 48 Jahren . Über das japanische Kino, dessen Produkte uns selten vorgeführt werden, um dann allerdings häufig überfallartig auf uns einzuwirken, wissen wir hier wenig. Ein wenig Abhilfe kann ein Band verschaffen, der in der Schriftenreihe des Deutschen Filmmuseums Frankfurt erschienen und von Bucher verlegt worden ist: Keiko Yamane: »Das japanische Kino - Geschichte, Filme, Regisseure, (240 Seiten, zahlreiche Abbildungen, 34,80 DM). Der Band präsentiert gut 100 Filme und 55 Regisseure des japanischen Kinos - gegenwärtig beläuft sich die jährliche Produktion auf etwa 300 Filme, in den ersten Dezennien der Filmproduktion waren es bis zu 2000 Titel pro Jahr - und damit hat es sich auch schon.

Die Darstellung der Filme reduziert sich auf ein Nacherzählen dessen, was die Autorin für die Story halt, die filmographischen Angaben scheinen nicht vollständig zu sein - bei Oshima etwa wird Am Reich der Leidenschaft« aus dem Jahre 1978 nicht einmal erwähnt - und der Umgang mit Originaltitel und deutschen Titeln der Filme ist höchst verwirrend.

Das ist es also noch nicht. Der Band gleicht dann auch mehr jener Figur des frühen japanischen Filmes, die als Erzähler neben der Leinwand stand und kommentierend die Geschichte erläuterte, wobei das Erzählen mindestens so wichtig war wie der Film selbst. Die Erzählfigur nannte sich Benshi und war eine Fortentwicklung des gleichnamigen Erzählers im Bunraku-Puppentheater. Um 1920 gab es mindestens 7000 hauptberufliche Benshi, die im Kino arbeiteten und hier den Part aller Rollen übernahmen. Was da von den Filmen übrigblieb, ist gut vorstellbar.

**C'EST PAS BON**

Hans Christoph Buch, der seinen Nachnamen für einen Lebenszweck halt, der Dichter sein will, obwohl er kaum Schreiber ist, der tough & cool spielt und doch nur dumm & dämlich ist - schwer zu erraten, daß wir ihn ganz besonders mögen - war natürlich auch dabei, als auf Haifi Baby Doc Duvalier - Mutti, der Mann mit dem Koks ist da - des Landes vertrieben wurde. Das waren, so Buch auf einem Schriftsteller-Treffen, die »Wirren der haitianischen Revolution«. In der »Süddeutschen Zeitung« vom 22./23.2.1986 hat er beschrieben, was er erleben mußte:

»Ich badete im hoteleigenen Swimmingpool, wahrend aus der Stadt, bald von nah, bald von fern, Gewehrschüsse zu hören waren, unterbrochen vom Sirenengeheul der Ambulanzen, die Tote und Verwundete abtransportierten. 'Sie schießen in die Luft', sagte der Kellner, der mir einen Rumcocktail servierte, 'aber mit scharfer Munition. C'est pas bon.'«

Das Unglück will es, daß just vor dem hier zitierten Absatz der Satzrechner der »Süddeutschen Zeitung« den Begriff »Analphabeten« trennen mußte und daraus, was es nicht gibt, »Anal-phabeten«, machte. So dicht ist das Richtige beim Falschen.

**LEGENDENBILDUNG**

Alles scheint besonders gut angerichtet: Jean Geriet wird nichts mehr schreiben, kann nicht mehr und will nicht. Seit »Die Wände«, um 1960 geschrieben, hat Geriet keinen belletristischen oder dramatischen Text mehr veröffentlicht. Nun soll er allerdings bei seinem Verlag Gallimard ein gewaltiges Manuskript hinterlegt haben, das im weitesten Sinne über den palästinensischen Befreiungskampf handelt. Zu dem Gerücht gehört auch, daß dieser Band noch in diesem Jahr erscheinen soll. Titel: »Der verliebte Gefangene«.

**RICHTIG NETT**

Gabriele Henkel, so verrät es das »American Express Magazin« im Heft 1/86, »ist Gastgeberin aus Passion«. Und: »'Es stimuliert mich, etwas Stimulierendes zu tun', erklärt die einem kunstinteressierten Professorenhaus entstammende gelernte Journalistin. Mit ihren beziehungsreichen Tischdekorationen, kleinen Kunstwerken in sich, möchte sie Brücken der Kommunikation bauen, die Stimmung anwärmen. Der Tisch als Bühne, das ist ihr Credo, dafür ringt sie sich Idee ab, komponiert und arrangiert.«

Geradezu ungerecht wäre es, nur die Gäste der Henkel, die Leser des »American Express Magazins« an den Produkten dieses Ringens um Ideen teilhaben zu lassen. Deshalb dokumentiert KONKRET eine dieser Tischdekoration, die in herbstlichem Braun gehalten ist und unter dem ganz und gar verständlichen Thema »Den Gürtel enger schnallen« steht:

**Riefenstahl-Film**

In Israel ist jetzt während einer Konferenz zu dem Thema »Benutzung des Films in der Propaganda des Dritten Reichs« erstmals seit 1934 wieder der Riefenstahl-Film »Sieg des Glaubens« über den Parteitag der NSDAP im Jahre 1933 vorgeführt worden. Der Film galt seit 1934 als »verschollen«, nachdem Hitler in jenem Jahr sämtliche Kopien hatte vernichten lassen, weil ihm der SA-Führer Ernst Roem, dessen Putschversuch 1934 zur »Nacht der langen Messer« geführt hatte, zu häufig im Film erschienen war. Wie die jetzt in Israel gezeigte Kopie erhalten blieb, ist nicht bekannt. Die »Neue Zürcher Zeitung« meldete: »Eine kurze Zeitungsmeldung hatte den offenbar in Berlin wohnenden Besitzer der möglicherweise einzigen Kopie dieses Films, über dessen Identität die Konferenzveranstalter jede Auskunft verweigerte, auf den Kongress in Israel aufmerksam gemacht. Er machte das Angebot, den Film anläßlich des Kongresses zu zeigen.«

**PLEITE**

John Travolta, der gerade wieder so schön über die Leinwand tanzt, scheint ein bißchen arg in die finanzielle Kacke geraten zu sein. Seine kalifornische Ranch - 20 Zimmerchen, ein Kinosälchen, Schwimmbädchen, Tennisplätzchen, Teichchen mit exotischen Fischen -steht zum Preis von 3,9 Millionen Dollars zum Verkauf. Fische inbegriffen.

**ROCK GEGEN RASSISMUS**

Drei Gruppen, die dem »Orient-Rock« zugerechnet werden, touren im April und Mai durch die Bundesrepublik, um für die von der DGB-Gewerkschaftsjugend getragene Anti-Rassismuskampagne »Mach meinen Kumpel nicht an« zu werben. »3 Mustaphas 3«, »Carte de Sejour« und »Dissidenten« spielen zu folgenden Terminen: 30.4. Wuppertal, 1.5. Recklinghausen, 2.5. Köln, 3.5. Bremen, 4.5. Westberlin, 5. oder 6.5. München, 7.5. Nürnberg, 8.5. Stuttgart, 9.5. Frankfurt, 10.5. Hannover, 11.5. Hamburg.

**HEIMAT EN FRANCAIS**

Das Fernsehen der französischen Schweiz zeigte nun auch »Heimat« von Edgar Reitz. Man präsentierte den Zuschauern die Originalfassung mit französischen Untertiteln. Das hatte zur Folge, daß der Film auch in der deutschsprachigen Schweiz gesehen wurde, weil es vielen Deutschschweizern leichter fällt, französische Untertitel zu lesen als den Hunsrücker Dialekt des Filmes zu verstehen.

**Bezirkskunst**

Arbeiten von 15 Künstlerinnen und Künstlern aus dem Bezirk Dresden zeigte die Ausstellung »Dresden heute. Malerei und Grafik noch 1945«, die gegenwärtig durch die BRD und die Schweiz wandert. Zur Ausstellung ist ein gut bebilderter Katolog mit ausführlichen Künstlerbiographien erschienen. Die Ausstellungstermine: 4. bis 20. April im Bürgerzentrum »Alte Sparkasse« in Singen, 9. Mai bis 6. Juni in der Galerie Döbele in Ravensburg, 13. Juli bis 31. August im Städtischen Museum Gelsenkirchen.

**The Soul Decade:**

**Gute Einstiegsdroge**

Als gute Einführung in die Soul-Musik erweist sich der Anfang des Jahres von der WEA veröffentlichte Sampler »Soul Decade«. Unter den 24 Interpreten findet man sowohl bekannte Soul-Stars wie Aretha Franklin oder Otis Redding als auch unbekanntere Sänger wie Len Barry, dessen »123« das einzige Northern Soul-Stück auf dieser Doppel-LP ist. Der Sampler besticht durch eine große stilistische Bandbreite: von Lorraine Ellisons herzergreifender Ballade »Stay With Me Baby« bis zum Pra-Disco-Soul der Spinners ist alles vertreten.

**Kleinverleger**

Die Westberliner Zeitschrift »Blickpunkt« veröffentlichte in ihrem März-Heft ein Interview mit einem Raubdruck-Verleger. Ein kleiner Auszug:

**Was verdienst Du persönlich bei diesem Geschäft?**

Etwa ein- bis zweitausend Mark im Monat.

**Ist das nicht ein wenig niedrig angesetzt für einen Verleger.**

Kleinverleger! Letztendlich bleiben wir Kleinverleger. Man muß einfach davon ausgehen, daß, die Auflagen sehr viel geringer sind, als das allgemein angegeben wird. Mir ist keine Auflage bekannt, die höher als 5000 gewesen wäre. Und von dem, was ich daran verdiene, muß ich auch den Aufwand finanzieren, den ich betreibe. Der ist verhältnismäßig groß geworden in letzter Zeit - wegen der ganzen Sicherheitsrisiken.

**Wo werden Raubdrucke hergestellt? Kann man sagen - ohne etwas zu verraten - im weitesten Sinne in kleinen, mittelständischen Druckereien oder in alternativen Betrieben?**

Das ist unterschiedlich - kommt darauf an, um weiche Art von *Objekt es* sich dabei handelt. Es gibt verhältnismäßig aufwendige *Raubdrucke,* beispielsweise »Zettels Traum« von Arno Schmidt, der kostet pro Exemplar um die 300 *Mark. So* was kann man nicht in irgendeiner von uns selbst eingerichteten Hinterhof-Klitsche machen. Da brauchen wir sehr professionelle Druckereien, auch bürgerliche Betriebe, die dafür arbeiten. Es gibt aber auch Druckereien, die wir selbst *betreiben, die* eben nicht angemeldet sind.

**Ist schon mal so ein Ding aufgeflogen?**

Nein, bis jetzt noch nicht. Ich glaube auch nicht, daß sie's schaffen werden.

**Macht euch das Sonderreferat »Raubdruckverfolgung« des Börsenvereins oder die Gewerbepolizei zu schaffen?**

Die Leute haben ein wenig Paranoia zur Zeit. Der zeitliche Aufwand für die Verteilung ist wesentlich größer geworden, weil wir natürlich vorsichtiger sein müssen.

Konkret 04/86, S. 48

**Hannes Krauss**

# BÜCHER

**Aras Ören** aus Istanbul lebt in West-Berlin und schreibt türkische Kurzgeschichten über Deutschland **(Paradies kaputt, dtv, DM 7,80);** nicht naturalistisch-sentimentale Gastarbeiter-Prosa, sondern ruhige, genaue Momentaufnahmen aus dem Leben einsamer, enttäuschter Menschen (Türken und Deutsche). Er kennt die Nöte seiner Landsmänner und -frauen am Fließband (eindringlich: die Titelgeschichte) und seine eigenen am Schreibtisch (»Porträt eines jungen Mannes«); er kennt aber auch die alternden Intellektuellen von 1968, die sich - gut deutsch - von allem, was deutsch ist, distanzieren (»Reiseschatten«); »Ich bin als einziger unter all den Deutschen eigentlich kein Deutscher.« Die doppelte Heimatlosigkeit summiert sich in seinen Texten zu einer klaren, distanzierten Literatur ohne jede Pädagogik. Einleuchtend, daß Ören als erster den Büchner-Preis für eingebürgerte Ausländer (Adalbert-von-Chamisso-Preis) bekommen hat.

Wen es bei den Veteranentreffen der 68er graust, sollte nachlesen, wie es **Bahman Nirumand** ergangen ist **(Iran - hinter den Gittern verdorren die Blumen, Rowohlt, DM 9,80):** Rückkehr 1979, Hochstimmung beim Sturz des Schahs, ein paar hoffnungsvolle Monate im Frühjahr, Gründung der links-bürgerlichen »Nationaldemokratischen Front«, wachsender Terror eines reaktionären Mullah-Regimes und unerwartete Schwache der islamischen Linken, noch knapp drei Jahren wieder Exil. Nirumands Buch ist keine Analyse der islamischen Revolution, sondern der Versuch, unmittelbare Erfahrungen und die eigene Rolle (Seminarmarxismus vs. politische Praxis) kritisch zu reflektieren. Ein resignatives Buch über den Iran von heute und eins über/für die Linken von damals, deren Erinnerung an die Schah-Demo langst zwischen den blauen Banden im Keller verstaubt. Nirumand nach der Rückkehr ins Exil: »Vieles ist mir fremd geworden, und das Vertraute ist Vergangenheit.«

LIP-Uhren aus Besancon sind immer noch ein Geheimtip, aber von der »längsten Betriebsbesetzung in der Geschichte der BRD« hat kaum einer gehört. Als 1983, kurz vor Weihnachten, die Landmaschinenfabrik Hofmann im fränkischen Eibelstadt vom Alleininhaber planmäßig in die Pleite manövriert worden war, besetzten 130 Arbeiter(innen) den Betrieb. Alle Welt solidarisierte sich, Bäcker und Wirte, Gewerkschafter, DKP-Gruppen, SPD- und CSU-Politiker und sogar ein Unternehmer spendeten üppig, »Höhepunkt der Besetzung« war ein »ökumenischer Gottesdienst« in der Fabrik, - trotzdem scheiterte der Versuch, die Firma weiterzuführen. **Wolf-Dietrich Weißbachs** Bericht (**117 Tage, VSA, DM 14,80),** eine nüchtern-naive Chronik der Ereignisse, ist ein wichtiges Dokument zur Lage der bundesdeutschen Arbeiterbewegung und ihrer Bündnispartner. Da versucht die »GEW-Songgruppe 'Die Rotstifte'« vergebens, die von der Konkursnachricht erschütterte Belegschaft mit »Arbeiterliedern« aufzuheitern. Ein lokaler Dichter animiert die Besetzer zur Niederschrift ihrer Erfahrungen; als er ihnen später »die von ihm überarbeiteten Texte« vorliest, versteht keiner mehr was. Betriebsräte und Gewerkschafter rackern sich auf der Suche nach Interessenten für die Firma ab, scheuen selbst DDR-Kontakte nicht, betonen aber immer, sie wollten keine »'Rote Insel' inmitten eines kapitalistischen Wildwassers schaffen«, sondern nur die »Konkursmasse sichern«. Mehr analytischen Verstand demonstriert der Konkursverwalter; für ihn ist die Besetzung Haupthindernis beim Engagement eines neuen Geldgebers, denn »jeder Unternehmer, der hier jetzt einstiege, müßte diese Aktionseinheit fürchten«.

Wem der literarische Erstling - zwanzig Jahre noch FAZ-Lob - immer noch Einzelstück geblieben ist, der sollte einen Berufswechsel erwögen. Im fortgeschrittenen Alter ist das hart. So gesehen kann **Hans Christoph Buch** zufrieden sein. Als allzeit medienpräsenter Verbandsfunktionär und bevorzugter Reisekader muß er nicht darben. Alle kennen seine Schwierigkeiten beim Dichten, trotzdem breitet er sie jetzt wieder vor einer uninteressierten Öffentlichkeit aus **(Der Herbst des großen Kommunikators, Suhrkamp, DM 12).** Eilige Notizen, niedergeschrieben in Flugzeugen und »schlaflos durchwachten Nächten« wahrend einer USA- und Karibik-Reise, um zur »vertieften Kenntnis des anderen Landes oder Volkes einen bescheidenen Beitrag zu leisten«? Schön war's. Eities Geseire zu Wahrung und Mehrung des Ruhms von Dichterdarsteller H.C.B! Und wen der kennt: Goethe mindestens so gut wie das gleichnamige Institut, Benn, Adorno, Jandl (sinngemäß), Reagan (im Wortlaut) und einen gewissen »Leserbrief«, der öfter vorkommt. Am besten aber kennt er sich selbst: »An Schreiben, schöpferische Arbeit ist nicht zu denken. Nur der innere Monolog mit mir selbst halt mich aufrecht; die Eintragung ins Tagebuch dient der Abfuhr aufgestauter Aggression«. Ein Buch wie ein Gully.

Daß intelligente Schreiber mit ihrem Weltschmerz nicht unbedingt auch noch den Lesern auf den Nerv gehen müssen, beweisen **Christa und Gerhard Wolf**. Hinter dem betulichen Titel ihres gemeinsamen Buches **(Ins Ungebundene gehet eine Sehnsucht, Aufbau, M 19,80),** verbergen sich hochkluge Essays zur Romantik; das meiste nicht neu, aber auch beim

Wiederlesen aufregend. Wer Christa Wolfs »Kein Ort. Nirgends« und den Günderode-Essay kennt, oder Gerhard Wolfs Bericht Ober den »armen Hölderlin«, der weiß, daß die beiden nicht vom anstrengenden Schriftsteller-Alltag der DDR in die biedere Germanistik geflohen sind. An Person und Werk solcher Dichter(innen), deren Erbe nur halbherzig gepflegt wird (Lenz, Kleist, Günderode, Grabbe, Büchner, Hölderlin, Heine), reflektieren sie Grundprobleme der Kunst in einer arbeitsteiligen Gesellschaft. Merkwürdige Parallelen kommen zum Vorschein (Rückzug in Mystik und private Zirkel nach der Enttäuschung hochgespannter Revolutionserwartungen) und uneingelöste Hoffnungen. Christa und Gerhard Wolf entpuppen sich als souveräne Erben einer vergessenen Denktradition: der kritischen Aufklärung.

Konkret 04/86, S. 52

**Konrad Ege**

# I love the bomb

**In den USA hat sich in den letzten Jahren eine nukleare Popkultur entwickelt, die alles hinter sich läßt, was man an Befürchtungen haben kann. Nicht die Vernichtung durch die Bombe ist das Thema, sondern das Leben danach: in Frieden, Freiheit und ohne die Russen.**

Amerikas neue Helden haben für die BOMBE nur ein müdes Achselzucken übrig. Der nächste Weltkrieg kommt bestimmt, let's party! Die Starken werden auch mit der Nuklearkatastrophe fertig. Für sie ist die atomare Zerstörung eine Gelegenheit zur Selbstentfaltung. Aus dem nuklearen Chaos heraus können sie die Welt so schaffen, wie sie sie wirklich haben wollen: wer am schnellsten zieht, der triumphiert, Amerika herrscht und die Kommunisten sind ausgerottet worden. Für immer. Die Botschaft, daß der Atomkrieg nicht das absolute Ende ist, sondern eher ein Schritt auf dem Weg zur notwendigen Transformation der Welt, tönt den Menschen in den USA immer lauter entgegen: aus Abenteuerromanen, Musikvideos, Filmen, Comic Strips und last but not least, wenn auch mit einem besonderen Dreh, aus den christlichen Fernsehsendern.

Die Warnungen der Friedensbewegung vor einem nuklearen Winter haben das amerikanische Bewußtsein und die Popkultur nur begrenzt beeinflußt. Gelesen werden Abenteuerromane, in denen ein amerikanischer Held die von einem sowjetischen Erstschlag zerstörten und von roten Soldaten besetzten Vereinigten Staaten befreit, und religiöse Traktate, in denen selbsternannte Propheten des 20. Jahrhunderts die bevorstehende nukleare Katastrophe und die damit verbundene Wiederkunft Jesu ankündigen. Was im Kino und Fernsehen angeschaut wird, sind nicht in erster Linie Filme wie »Der Tag danach«, sondern Epen wie »Mad Max«, in denen ein Einzelkämpfer nach einem Atomkrieg aufräumt und die verbliebenen Übeltäter erledigt.

Die höchsten Verkaufszahlen in der Schallplattenindustrie haben in den USA schon gar nicht die Gruppen, die die Aufrüstung kritisieren und vor einem Atomkrieg warnen. Was an die zehn Millionen Mal verkauft worden ist, ist das Album »Purple Rain«, in dem der Rockgott Prince schon fast lustvoll über die hereinbrechende Katastrophe singt. Prince erzählt im Titelsong von seiner Freundin, mit der er sich gerade noch rechtzeitig am Ende der Welt versöhnt hat; unter einem purpurfarbenen Wolkenbruch (radioaktiver Niederschlag) sind die beiden Liebenden dann vereint. Für seine Purple-Rain-Songs bekam Prince letztes Jahr einen Oscar; sein Film mit dem gleichen Titel erreichte mit 32 Millionen Dollar Umsatz 1984 Platz 13 auf der Liste der meistgesehenen Filme im Fachblatt »Variety«, obwohl er erst im Sommer angelaufen war.

Princes eschatologische Botschaft kommt auch in anderen Songs durch. In seinem Album »1999« singt Prince, er sei morgens aufgewacht und habe realisiert, daß an diesem Tag das letzte Gericht stattfinden werde: »Der Himmel war purpurfarben und überall rannten die Leute herum. Sie versuchten von der Zerstörung wegzurennen und, weißt du, ich habe mir überhaupt keine Sorgen gemacht, weil es doch heißt, 2000 Null Null, die Party ist vorbei. Hoppla, wir haben keine Zeit mehr.. Heute nacht werde ich feiern, als ob es 1999 wäre .. « Am Ende des Liedes hört man eine Kinderstimme fragen: »Mami, und was passiert mit der Bombe?«

In seinem neuesten Album, »Around the World in a Day«, beglückt Prince das Volk noch einmal mit einem Song über Atomkrieg. In »America«, dessen Text auf der Plattenhülle in den Nationalfarben Rot, Weiss und Blau gedruckt ist, singt Prince, untermalt mit Takten aus der amerikanischen Nationalhymne, von Jimmy Nothing, einem Schuljungen, der sich weigerte, vor dem Unterricht das obligatorische Versprechen der Treue zum Staat zu rezitieren. »Es gab nichts, was Jimmy stolz gemacht hätte«, singt Prince, »jetzt lebt Jimmy in einer pilzförmigen Wolke«. Prince weiß auch, wo es politisch lang geht. Einem Interviewer von »New Musical Express« vertraute er an, daß »die Politikei« einen Krieg planten. »Gott sei Dank haben wir jetzt einen besseren Präsidenten, einen der größere Eier hat als Carter. Ich denke, Reagan ist viel besser, zumindest wegen der Macht, die er repräsentiert«.

Music Videos, die in den Discos über die Großleinwand flimmern, sind ebenfalls voller Hinweise auf atomare Explosionen. Einer Studie im Bundesstaat Washington zufolge zeigt Music Television, ein Kanal im Kabelfernsehen ausschließlich für Music Videos, durchschnittlich ein atomares »Image« pro Stunde. Bei manchen amerikanischen Kids ist Nuklear War regelrecht populär. Modeschmuck gibts, Anhänger für Halsketten beispielsweise, in der Form eines Atompilzes.

Videospiele, die Nuklearkriegszenarien darstellen, sind schon seit Jahren in - »Ground Zero« beispielsweise und »Missile Command«, in dem der Spieler sein Raketenabwehrsystem benutzt, um die einfliegenden Nuklearraketen abzuschiessen. Wenn ihm das nicht gelingt, erscheint auf dem Bildschirm eine Explosion, gefolgt von einem Atompilz und den Worten: »Game Over«.

Unter amerikanischen Teenagern ist ein post-nuklearer Film zu einem regelrechten Kultfilm geworden: »Mad Max« (Teil I bis III). Teil I wurde mit nur 400.000 Dollar in Australien gefilmt, eingebracht hat er 100 Millionen. In »Mad Max l« spielt Mel Gibson den Superpolizisten Max Rockatansky, der nach dem Zusammenbruch der Zivilisation herumwandernde

Outlaw-Gangs in Schach hält. In »Mad Max 11« kämpft der Gute immer noch, diesmal offensichtlich in einer Welt nach der atomaren Katastrophe. Im Film Nummer drei kommt trotz der Verwüstung Hoffnung auf.- Max findet einen in der Katastrophe versprengten Stamm von Kindern und hilft ihnen, sich in der zerfallenen Welt zurechtzufinden. »Mad Max 111« ist, in den Worten der Zeitschrift »Rolling Stone«, »eine Geschichte der menschlichen Erneuerung inmitten der klaffenden Realitäten des Todes und Zerfalls.«

Die Geschichte des tapferen Helden in der Holocaust Welt hat auch in den Comics eine Heimat gefunden. Ein Topseller ist die Judge-Dredd (Richter Grauen)-Serie, in der Richter Dredd von der »Akademie des Gesetzes« in der Manier eines Wildwest-Sheriffs für Recht und Ordnung sorgt. Nur gibt es in der Welt Dredds keine Pferde, geritten wird wie in »Mad Max« auf superschnellen Motorrädern. Die Feinde Dredds sind die »Mutants« - »teils Mensch, teils Tier, teils wer weiß nicht was« - und die »Mordbrenner«, die den guten Menschen der zerstörten Welt das Leben schwer machen. Schon beinahe 40 Hefte lang bekriegen Dredd und seine Kollegen diese Kreaturen unerbittlich und fahren von Sieg zu Sieg.

Comics, die in den USA sehr beliebt sind - so gut wie alle Tageszeitungen drucken eine oder mehr Seiten Comics - vermitteln eine gute Einsicht in die Seele des Landes, wußte »Newsweek« zu berichten. Während der Depression der dreißiger Jahre gab es beispielsweise den Comics Strip »Orphan Annie«, in dem ein kleines Mädchen den Verzagten des Landes Mut machte; der Strip »Gasoline Alley« setzte sich mit der amerikanischen Liebe zum Auto auseinander; »Spiderman« Comics vereinigten Wissenschaft, Macht und moralische Rechtschaffenheit ganz nach dem Geschmack des Amerikas der fünfziger Jahre. In den sechziger und siebziger Jahren kamen die »Underground Comics« auf, die in das Milieu der Counterculture paßten. In den achtziger Jahren sind es apokalyptische, postnukleare Comics, die das Herz des amerikanischen Lesers erquicken.

Romane über eine postnukleare Welt gibt es breits seit der Erfindung der Atombombe. Der Charakter dieser Werke hat sich jedoch über die Jahre hinweg verändert, kommentiert Professor Paul Brians von der Washington State University, der Autor eines Buches über Nuklearkrieg in Romanen: »Anfangs neigten sogar die frivolsten Nach-Holocaust-Geschichten dazu, den Konflikt mit einem Ausdruck des Schreckens oder zumindest des Bedauerns darzustellen; viele der neueren Werke umarmen das zerstörte Land mit Begeisterung als einen Spielplatz für brutale Helden, die von den Bösewichten, die sie bekämpfen, kaum unterschieden werden können«.

Erhältlich sind die Post-Holocaust-Romane der achtziger Jahre nicht in den »guten Buchläden«, in denen sich die gebildeten Amerikaner herumtreiben, sondern da, wo der Normalbürger zum Einkaufen geht: An den Kasse der Supermärkte und an den Zeitschriftenständen. Für ganze zwei Dollar fünfzig. Der Verleger Signet hat in den letzten paar Jahren 13 Folgen der »Horseclans« (Pferdeklan) Serie herausgeben, in der die Menschen Jahrhunderte nach dem Atomkrieg über das zur Steppe gewordene Amerika und die überwachsenen Ruinen der Städte ireiten und sich bekriegen.

Die New Yorker Firma Zebra Books verlegt ebenfalls seit einigen Jahren mit großem finanziellen Erfolg Abenteuerbücher über die post-nukleare Welt. Zebra Redakteur Wallace Exman bezeichnet diese Werke als »Nach-dem-Dritten-Weltkrieg, in der nahen Zukunft gesetzten Holocaust-Bücher«. Ihr literarisches Niveau paßt sich dem inhaltlichen an.

ZEBRA HAT VIER SERIEN:

· Die *»Aschenserie«,* in der ein einziger überlebender US-Soldat die durch einen Nuklearkrieg zerstörte Zivilisation wieder zum Leben bringt;

· Die *Survivalist-Serie,* in der - geringfügige Variationen des Themas - der ehemalige CIA-Beamte John Thomas Rourke das von den Russen durch einen nuklearen Erstschlag zerstörte und besetzte Amerika befreit und dazu ein Zweckbündnis mit deutschen Nazis eingeht, die sich mit Hilfsarbeitern und Eva-Braun-Statuen nach Argentinien hatten retten können;

· Die *Doomsday- Warrior-Serie,* in der der amerikanische Held Ted Rockson für den Wiederaufbau des von der Sowjetunion in einem Bündnis mit den Nazis zerstörte Amerika kämpft; und

· Die *Computerized-Attack-Defense-System-Serie,* in der eine kleine Einheit von mit computerisierten Angriffs-Verteidigungssystemen ausgerüsteten Gls nach einem russischen Angriff auf die USA als einzige Gruppe und so weiter und so fort.

Das Zeug verkaufte sich hervorragend, gibt Exman an - genaue Auflagenzahlen will der Verlag nicht bekanntgeben; sie liegen jedoch in den hunderttausenden, - und Zebra plant noch eine neue post-nukleare Serie.

Warum sind die Bücher ein solcher Erfolg? Exman: »Nun, die Nuklearbedrohung gibt es nun schon seit zwei Generationen, die Menschen haben Angst ... Die Bücher sind auch sehr patriotisch, US-Bürger ziehen sich an ihren eigenen Schnürsenkeln hoch... Sie kämpfen gegen einen gemeinen Kerl, und der gemeine Kerl ist immer ein Russe«.

Die lautesten Propheten des nuklearen Holocausts mit einer Botschaft, daß man diesem Ereignis mit Freuden entgegensehen soll, sind die christlichen Prediger, die die Unabwendbarkeit Armageddons mit Hilfe der Bibel voraussagen.

Das amerikanische Volk verschlingt diese Botschaft gierig. Mit ihr können sich die Bürgerinnen und Bürger einen Sinn machen aus den Ereignissen der letzten Jahre, die sie nicht verstehen - Kriege, Unruhen, Katastrophen, Verfall der Moral«, wirtschaftlicher Niedergang. Diese Ereignisse werden schlicht und einfach als die in Gottes Strategie eingeplanten Vorläufer des Weltuntergangs interpretiert und sind dann nicht mehr so schrecklich. Kommentierte Fernsehprediger Pat Robertson, der 1988 vermutlich ein Präsidentschaftskandidat der Republikanischen Partei sein wird: »Wir sollen nicht über Katastrophen und Unruhen bedrückt sein und sagen, 'Ist das nicht schrecklich?'; es ist überhaupt nicht schrecklich. Es ist gut... ein Schritt hin auf unsere Rettung«.

Die meisten Prediger hüten sich davor, ein genaues Datum für den Weltuntergang zu geben, nachdem Untergangspropheten des letzten Jahrhunderts mehrmals daneben lagen. Jerry Falwell kürzlich in einer Predigt in seiner Lynchburger Kirche: »Die Bibel warnt, daß niemand den Tag und die Stunde kennt. Es ist falsch, wenn man das genaue Datum angibt... Aber wir wissen, in welcher Zeitspanne Er zurückkommt. Und ich glaube, das lehrt uns, daß wir die Generation sind, die nicht vorübergehen wird, bevor der Herr kommt und die Trompete ertönt«. Er sei sich dessen so sicher, fuhr Falwell fort, daß er sich keine Grabstätte kaufen werde, »Ich mache nicht gerne eine schlechte Investition«.

Falwell und seine Gesinnungsgenossen sind überzeugt, daß sie keine Grabstätte brauchen, da Gott kurz vor dem Ende der Welt - d.h. der nuklearen Katastrophe - alle wahrhaft Gläubigen leibhaftig in den Himmel aufnehmen wird, denn das Buch der Offenbarung prognostiziert, daß in Armageddon - einem Ort in Israel - der Endkampf zwischen Gut und Böse stattfinden wird. Nach diesem Endkampf, den die Guten gewinnen, wird Gott auf die Erde zurückkehren und 100 Jahre lang herrschen; dann kommt die Ewigkeit. Nur die Juden und die Ungläubigen werden die sieben Jahre vor dem Endkampf durchleiden müssen, predigt Falwell. Die Christen können vom Himmel aus zuschauen, da sie kurz zuvor urplötzlich körperlich in den Himmel aufgenommen worden sind. In diesem Augenblick wird das Chaos ausbrechen: Von »Gläubigen gesteuerte Autos werden fahrerlos in die nächste Mauer krachen, Züge mit gläubigen Lokführern unkontrolliert weiterbrausen, eine gläubige Nachrichtenansagerin wird vom Bildschirm verschwinden, und Flugzeuge, die von gläubigen Piloten gesteuert worden waren, führerlos zu Boden stürzen.

Das für die Ungläubigen jetzt schon Gefährliche an dieser These ist, daß viele fundamentalistische Christen glauben daß Armageddon ein Nuklearkrieg sein werde. Falwell ist überzeugt, daß die Sowjetunion dabei zerstört werden wird.

Bücher, die den kommenden Nuklearkrieg = Argameddon voraussagen, verkaufen sich besser als warme Semmeln. Der »Prophet« Hal Lindsey allein hat ein halbes Dutzend Werke zum Thema geschrieben - sein schon 1969 verfaßtes »The Late Great Planet Earth« war das »Sachbuch« mit den höchsten Auflagenzahlen in den siebziger Jahren. Lindsey kann bei besten Willen nicht alle seiner Einladungen annehmen, Vorträge zu geben. Auch im Pentagon habe er schon gesprochen, gibt er stolz an.

Neben den Verkaufszahlen der Werke Lindseys nehmen sich die Auflagenzahlen vieler Bücher auf der Bestsellerliste der »New York Times« eher bescheiden aus. Von jedem der Bücher Lindseys zum Thema Armageddon mit Titeln wie »Satan lebt auf dieser Erde und es geht ihm gut«, »Die Befreiung des Planeten Erde«, »Eine neue Welt wird kommen«, »Die letzte Stunde der Welt« und »Die Verzückung. Wahrheit und Konsequenzen« ist mehr als eine Million verkauft worden. Auch der Vielschreiber und Fernsehprediger George Vandeman hat sieben Millionen Exemplare seiner Bücher über Armageddon losgebracht. Sein »Showdown in the Middle East« setzt den israelisch-arabischen Konflikt in den Armageddon-Kontext.

Die Armageddon-Theorie hat auf das politische Leben der USA abgefärbt. Ein Präsident sitzt im Weißen Haus, der sich schon seit Jahrzehnten mit biblischen Prophezeiungen für das Ende der Welt befaßt und in den letzten Jahren mehrmals öffentlich spekuliert hat, daß die Endzeit nahe sein könnte und daß der Libanonkrieg ein Hinweis auf das nahe bevorstehende Ende der Welt sein könnte. Verteidigungsminister Caspar Weinberger vertraute Studenten der Harvard University an, auch er habe das Buch der Offenbarung gelesen und glaube, »daß die Welt enden wird - durch einen Akt Gottes, hoffe ich - aber jeden Tag denke ich, daß die Zeit abläuft«. Reagans Innenminister James Watt, der in der ersten Amtsperiode wegen einer sexistischen und rassistischen Bemerkung ausscheiden mußte, hatte wissen lassen, daß man sich um die Konservierung der Bodenschätze nicht so sehr kümmern brauche, da das Ende der Welt schon bald kommen werden.

Wenn auch aus den Verkaufszahlen der Armageddon-Bücher und aus der Popularität der Prince-Songs und »DoomsdayWarrior«-Romane nicht geschlossen werden kann, daß die Konsumenten dieser Popkultur und Religion sich mit der Holocaust-Botschaft identifizieren, so ist die Entwicklung der Theologie und Kultur ein Indiz dafür, daß sich viele Menschen in den USA auf einen Atomkrieg einrichten. Kommentierte Professor Brians: »Viele Leute haben sich noch nie mit der Kompliziertheit der Nuklearwaffen und Aufrüstung auseinandergesetzt. Es ist viel einfacher, Nuklearkrieg als das Ende der Welt anzusehen... Diese Haltung hat es schon immer gegeben. Was aber neu ist, ist die Bravour, mit der Bücher und Filme die Aussichten auf Armageddon darstellen. Videospiele, Filme, Musik und Bücher versöhnen eine Generation mit der Idee, daß Nuklearkrieg unvermeidbar ist. Das unterhöhlt die Möglichkeit, daß die nächste Generation mit dem Problem (der Nuklearwaffen), das wir haben, vernünftiger umgehen wird«.

Konkret 04/86, S. 56

**Diedrich Diederichsen**

# Yoko Ono

**Die bestgehaßte Witwe, Mutter der Avantgarde und Erfinderin des Punk ging erstmals auf Tournee -mit einem Konzept vom Sternenfrieden.**

Yoko Ono ist auch, schon wieder, Joseph Beuys. Auch sie will alles. Das wird bei ihr manchmal unlogisch, weil sie jede Menge Feinde hat, denen sie ihre Liebe wie ihren Haß erklären muß. Als Witwe eines der größten Protest-Sänger aller Zeiten hat sie schon viele Lieder gesungen, die Grenzen zogen, die eine und die andere, die richtige und die falsche Seite definierten, aber sie glaubt, daß wir im Prinzip alle Wasser sind und, wie sie es einmal formuliert hat, kein großer Unterschied zwischen Mao und Nixon bestehe, wenn man sie nackt auszieht, kein großer Unterschied zwischen Marilyn Monroe und Lenny Bruce, wenn man ihre Särge durchsucht.

Zwar ist es in der Welt des Denkens, die aber nicht notwendig mit der Welt der Kunst identisch ist, immer interessanter, Unterschiede zu suchen und zu bestimmen, als Gemeinsamkeiten herauszuklamüstern, aber für diese militante Menschenliebe ist kein Paradox zu doof, kein Trick verboten. Wie alle Alleserfasser, Alleserforscher hat auch Yoko Ono sich ein neues Wirtschaftssystem ausgedacht: es heißt Peace-Economy und stellt die Antwort auf den ihr oft gemachten Vorwurf dar, daß Kriege nicht, wie sie laut Vorwurf zu glauben scheint, aus bösem Willen entstünden oder gar, weil die Menschen nicht miteinander reden und sich nicht genügend lieben, sondern aus wirtschaftlichen Gründen. Yoko Ono will jetzt, daß aus wirtschaftlichen Gründen Frieden entsteht. Leider hat sie diese Theorie bis jetzt nur benannt, noch nicht ausformuliert, aber sie ist eben eine Konzeptkünstlerin. Konzeptkünstler denken sich oft Theorien aus, ohne sie darzulegen, eigentlich denken sie sich nur Namen von Theorien aus, was freilich wirklich eine Kunst ist.

Alle Frauenrechtlerinnen müßten Yoko Ono lieben. Sie ist die tapferste, entschlossenste, kämpferischste Frau, die ich je gesehen habe, nicht im Inge-Meysel-ich-schaff-das-schon-Sinne tapfer, nicht im Dennoch-Sinne der vom Schicksal geschlagenen, sondern im Sinne der Besessenen, die die wahren Künstler stellen.

Nicht, daß die Wahnsinnigen bessere Künstler sind, aber ein guter Künstler verzichtet nie auf die Methode der unvernünftigen Beharrlichkeit, die er bei den Besessenen lernen kann. Yoko Ono ist eine der wenigen aktiven, bekannten Künstler, die noch von der Avantgarde (professionelle Besessenheit! Weiß was sie tut!) gelernt hat, d. h. sie weiß, daß Schönheit entsteht, wenn man diszipliniert und rücksichtslos gegen sich selbst arbeitet, angelegte Häßlichkeiten und Unzulänglichkeiten der eigenen Persönlichkeit betont und zum Prinzip erklärt. Sie konnte Anfang der 70er den ausgebufftesten Free-Jazzern (John Tchicai, Ornette Coleman etc.) erklären, daß ihre Dauerschrei-Modulationen etwas mit deren Befreiungsideen zu tun hätten (was nicht stimmt, aber gut funktionierte), sie konnte bei einer Session mit ihrem Mann und dem damals gerade von Genie 'zum eitlen Amerikaner-Gitarristen kippenden Zappa, jeden Versuch Zappas in seine routinierte Virtuosität zu verfallen, niederbrüllen (was besonders schön klingt, weil sie es in dem Bewußtsein tut, daß sowohl sie wie auch Zappa im Grunde Wasser sind, von verschiedenen Ozeanen, und es ist typisch für ihre Methode, daß sie von ihrem Namen auf alle Menschen schließt). John und Yoko haben sich im Verlauf ihrer Karriere engagiert für: die IRA, Angela Davis, die Frauen - sie betont heute gerne, daß John Lennon der einzige Mann geblieben sei, der einen feministischen Song geschrieben habe, dieser hatte immer betont, daß ihm seine Frau die Zusammenhänge erklärt habe - John Sinclair (als Manager von MCS der Vorläufer Malcolm McLarens, sowie Vorsitzender der White Panther Party), behinderte Kinder und die Beendigung des Krieges in Vietnam. Wer ihnen das Recht dazu abspricht, weil sie selber beide jede Menge Kapital gehabt hätten, folgt dem Gedanken, der Marxismus könne nicht stimmen, weil Marx seine Frau geschlagen habe. Das Schönste an diesen Engagements war deren Einfachheit. Nicht ist schlimmer, als ein Künstler, der bei politisch motivierten Pop-Songs glaubt, Analyse und Raffinesse walten lassen zu müssen, der gar komplexe Lehrbeispiele mit versteckten Lerneffekten für geeignet hält, eigenes Denken beim geneigten Publikum anzuzetteln. Der gute Pop-Song ist immer ein auf verschieden Art und Weise verarbeiteter, modulierter, gestalteter Schreikrampf (Yoko Ono hat mit Geschrei angefangen und sich das Schreien selbst bei ihrem domestizierteren Spätwerk von Biolek nicht verbieten lassen), ein Wimmern, eine Abgrenzung, ein Fluch, ein kategorischer Imperativ. Durch Yoko lernte Lennon von den einfachen Dingen (»Mother«, »War is over«, »Free the people now!« Power To the People« etc) zu singen. Die oft bemühte, auch von dem erlauchten Paar gerne ins Rennen geschickte Behauptung, Yoko habe Punk erfunden, ist nur zu wahr. Punk war zu genau 50 % Yoko-Ono-Japan-Blues (Wir sind alle Wasser, wir sind alle Baumwollpflücker, tu uns nicht weh! Gib uns Liebe und dem Frieden eine Chance!).

Wie Beuys ist auch Yoko Ono eine Künstlerin, die man nicht auf den wissenschaftlichen Nährwert ihrer Theorien untersuchen sollte, sondern eine der wenigen, die es immerzu wieder schafft, einfache, richtige Dinge auf so geschickte Weise zu plazieren, daß man ihr keine Fehler nachweisen kann und glauben muß. LennoN: »God is a concept, by which we measure our pain... Yoko and me, that is reality.«

Konkret 04/86, S. 60

**Martin Dannecker, Rosa von Praunheim**

# SEXUALITÄT KONKRET

**SCHÜTZT SAFER SEX VOR AIDS? ERHÖHT DIE KRITIK AN DER KAMPAGNE DIE KRANKHEITSZAHLEN? EIN STREITGESPRÄCH ZWISCHEN MARTIN DANNECKER UND ROSA VON PRAUNHEIM. MODERATORIN INGRID KLEIN**

**KONKRET:** Ihr kennt Euch seit der Zusammenarbeit 1970 am Film »Nicht der Homosexuelle ist pervers ... «. Vor gut einem Jahr hattet ihr eine öffentliche Kontroverse über Rosas Aids-Artikel im »Spiegel«, auf den Martin in KONKRET (Heft 1/85) mit einem offenen Brief geantwortet hat. Hatte Martin recht? Bist du evangelisch geworden?

**Praunheim:** Ich habe mich nicht verändert. Meine kritische Einstellung ist geblieben. Wir hatten gehofft, daß wir dem schicksalhaften Ausnutzen der Verklemmungen und Ängste der Schwulen etwas entgegenzusetzen hätten innerhalb dieser pseudoliberalen Situation. Was wir kritisiert haben, und was wir relativ harmlos dargestellt haben, wurde ja dann viel exzentrischer praktiziert. Das Ideal homosexuellen Verhaltens waren Drogen, Orgienbars, extreme Sexualpraktiken, die Lederszene kam auf, die faschistische Elemente in die schwule Subkultur getragen hat, etc. Gefühle zu zeigen, war absolut tabu. Und dieses coole Verhalten ist dann in die Disco-Szene übergegangen. Das alles sind Erscheinungen, die wir damals gefürchtet hatten, aber die wir natürlich nicht beeinflussen konnten.

**Dannecker:** Hinterher ist man natürlich immer bescheidener, und wenn man weitergedacht hat über einen Zeitraum von fünfzehn Jahren, ist man auch gescheiter. Der Unterschied zwischen heute und damals, was diesen Film und die gesellschaftliche Situation der Homosexuellen angeht, ist der, daß wir zwar ein hohes Maß an Kritik gegenüber den damals vorhandenen Formen des Umgangs der Homosexuellen miteinander hatten. Aber diese Kritik richtete sich nicht nur gegen die Homosexuellen selbst, sondern auch gegen die damals noch relativ repressive Situation.

Du machst im »Spiegel« einen öffentlichen Kniefall und bemühst dich überhaupt nicht mehr zu verstehen, was vorgeht und warum alles so gekommen ist. Dir geht es gar nicht mehr um die Emanzipation von gesellschaftlichen Zwängen; heute wird alles den Schwulen aufgepackt. Jetzt sind sie für alles selber verantwortlich.

**Praunheim:** Das diplomatische Verhalten, daß wir damals ganz bewußt nicht drauf hatten, das praktizierst du heute, und das werfe ich dir vor. Du sagst, du schweigst zu Aids, um den Rechten nicht in die Hände zu spielen, um keiner neuen Moral Vorschub zu leisten, um nicht erneut Minderheiten zu unterdrücken. Das ist in gewisser Weise ein verlogenes Verhalten.

**Dannecker:** Was du alles weißt, ist ja interessant. Erstens habe ich nicht geschwiegen. Zum Beispiel habe ich deinen völlig unnötigen Kniefall im »Spiegel« kritisiert. Du hast dort unter einem angemaßten »wir« ein öffentliches Bekenntnis abgelegt. Wenn du sagt, »wir verleugnen die Gefahr durch Aids zum Schutze unserer Promiskuität«, dann frage ich mich, für wen du sprichst. Für mich und für viele, die ich kenne, hast du nicht gesprochen. Und zweitens bin ich nicht diplomatisch. Ich möchte allerdings nicht mit irgendwelchen Empfehlungen oder öffentlicher Selbstkritik auf den Markt gehen und damit einen starken moralischen Druck ausüben.

**Praunheim:** Was heißt moralischer Druck?

**Dannecker:** Wenn du im »Spiegel« sagst: Wir verhalten uns weiter so wie bisher, und das ist fahrlässige Tötung, dann spielst du mit einer Metapher, um einen moralischen Druck zu erzeugen.

**Praunheim:** Das werfe ich dir auch vor. Dein Verhalten in der Öffentlichkeit ist verharmlosend und nicht konstruktiv. Du entziehst dich und förderst damit meiner Meinung nach die Krankheitszahlen.

**KONKRET:** Wie meinst du das? Schafft Martin Aids-Kranke?

**Praunheim:** Er leistet durch sein öffentliches Verhalten der Erhöhung der Krankheitszahlen Vorschub. Er hat niemals einen konkreten Ansatz gemacht. Wir haben aber eine Verantwortung zu übernehmen in Bezug auf diese Krankheit. Und dieser Verantwortung kann man sich nicht entziehen.

**Dannecker:** Das ist natürlich ein ungeheuerlicher Vorwurf, daß ich durch mein Verhalten mitschuldig sei an der Erhöhung der Krankheitszahlen.

**Praunheim:** Das ist noch harmlos ausgedrückt. Ich bin wirklich ungeheuer wütend. Nimm zum Beispiel das Interview von Volkmar Sigusch im »Stern«, mit dem du ja sicher einer Meinung bist. Das ist insgesamt typisch für euer Verhalten. Er sagt da: Die Gefahr, Aids zu kriegen, ist sehr klein. In 3 Jahren sind nur 0,03 Prozent der erwachsenen homosexuellen Männer erkrankt.

**Dannecker:** Ich liebe diese Rechnerei nicht sehr. Um jedoch begreifen zu können, wie hysterisch die Reaktionen angesichts der realen Zahlen waren, muß man solche Zahlen auch mal nennen. Deshalb sind sie nicht gleich verharmlosend.

**Praunheim:** Doch. Du hast doch die ersten Hochrechnungen vom Koch-Institut heftig kritisiert mit der Tendenz, die Krankheit ist nicht so schlimm, ihr braucht nicht weiter aufzupassen. Was sich bewahrheitet hat, ist, daß diese Zahlen kein Quatsch sind. Wenn ihr damals Parallelen zu den USA gesehen hättet, wenn ihr also damals ein bißchen Hirn gehabt und diese Zahlen verglichen hättet, hättet ihr gesehen, was da auf uns zukommt.

**Dannecker:** Vermisch doch nicht alles so unzulässig. Ich kann als Wissenschaftler nur sagen, ob Zahlen, die in einer bestimmten Situation veröffentlicht wurden, auf einer realen, methodisch sauberen und stimmigen Basis erhoben worden sind. Diese Zahlen waren falsch. Daß sie in der Zwischenzeit wahr geworden sind, macht sie damals nicht richtiger.

**Praunheim:** Aber du wolltest doch damit was sagen. Du giltst in der Szene als Symbolfigur, und deine Äußerungen werden als Rechtfertigung genommen, nicht zu handeln, sich nicht zu verändern. Im vorigen Jahr gab es noch Bestrebungen, was zu verändern. Mir hat gerade jemand erzählt, daß in Amsterdam im letzten Jahr unheimlich viele Leute Kondome benutzt hätten, heute macht es keiner mehr. In Amerika ganz genau die gleichen Tendenzen. Es gab einen Punkt, an dem die Leute erschreckt waren, wo die Bars weniger bevölkert waren. Bis vor zwei Monaten. Jetzt hat sich die Szene total gespalten.

**Dannecker:** Das entlastet mich natürlich sehr, denn so potent bin ich nun wirklich nicht, daß mein Einfluß bis nach Amsterdam und USA reichte. Der große Unterschied zwischen uns und deinem Verbündeten, Professor Haeberle ist, daß ihr das Verhalten ändern wollt, ohne tiefer zu gehen. Ich will tiefere Reflexionsprozesse haben. Man muß sich doch fragen, warum Menschen in diese Situation geraten sind, warum sie Schwierigkeiten haben, Beziehungen zu leben. Man kann nicht bloß Verhalten auf der Oberfläche abstellen. Dann passiert genau das, was du beschreibst, daß nämlich ein gefährliches Verhalten sich nicht ändert. Das Verhalten ändert sich dann, wenn ich auf seine Basis gekommen bin und verstanden habe, was ein bestimmtes Verhalten erzwingt.

**Praunheim:** Wieviel Zeit hast du dafür?

**Dannecker:** Ich habe die Zeit, die ich brauche, um nachzudenken. Ich bleibe bei meiner Kritik. Es gibt ein neueres Beispiel dafür. Im »Bild der Wissenschaft« hat Professor Hunsmann hochgerechnet, wieviele infizierte Homosexuelle es gibt. Er kommt für die BRD auf 600.000. An seiner Rechnung stimmt keine Zutat. Was ist aber das Resultat dieser 600.000? Eine völlige Lähmung aller aktiven Kräfte. Wenn man die Zahl für bare Münze nimmt, kann man doch nur mit einem Gefühl der Ohnmacht reagieren.

**Praunheim:** Aber die Zahlen sind doch ganz konkret. Ich meine, wenn du sagst, wir haben Zeit, wir müssen sie uns nehmen, dann ist das fahrlässige Tötung. Wenn du davon ausgehst, daß in drei Jahren hier in Berlin 90 Prozent der Schwulen infiziert sein werden, ist deine Bemerkung höhnisch. Es geht doch um Leben und Tod. Momentan sind fast 50 Prozent der Schwulen hier positiv.

**Dannecker:** Sei nicht so leichtfertig. 50 Prozent der getesteten Schwulen sind positiv. Übertrag doch nicht immer deine bornierte subkulturelle Sicht auf die Allgemeinheit der Homosexuellen. Die Subkultur hält sich für den schwulen Nabel der Welt. Nach meiner Einschätzung sind von der Grundgesamtheit der Homosexuellen ein Viertel bis ein gutes Drittel im engeren Sinne Subkultur-Homosexuelle. Und darunter sind vermutlich viele, die sich testen ließen. Man kann jedenfalls nicht von denjenigen, die sich testen ließen, auf die Gesamtheit der Homosexuellen schließen.

**Praunheim:** Aber ihr weigert euch doch, irgendwelche Untersuchungen zu machen. Du weißt ja gar nicht, wie die Subkultur sich zusammensetzt, denn die Krankheit verbreitet sich ja so ungeheuer. Es gibt eben nicht nur die Subkultur in den Großstädten, sondern auch den verklemmten Homosexuellen, der verheiratet ist, drei Kinder hat und genauso auf die Klappe oder in die Sauna geht. Und das Risiko, infiziert zu werden, ist momentan so ungeheuer hoch, das hat nichts mit Promiskuität zu tun, sondern passiert auch schon bei zwei bis drei Sexualpartnern im Jahr.

**Dannecker:** Die was machen?

**Praunheim:** Die unsafen Sex machen.

**Dannecker:** Was ist unsafer Sex?

**Praunheim:** Es gibt safe Sex, es gibt safer sex, und es gibt unsafen Sex. Und unsafer Sex ist Analverkehr ohne Kondom, oder daß du beim Blasen im Mund des anderen kommst. Das sind die gefährlichsten Sachen, und dann gibt es Abstufungen. Zum Beispiel gibt es die große Diskussion über das Küssen. Schließlich hat fast jeder zweite oder dritte Zahnfleischbluten.

**Dannecker:** Auf diese Weise schreibt man wissenschaftliche Artikel, in denen man penibel aufzählt, in welchen Flüssigkeiten irgendwelche unterschiedlichen Mengen von Viren nachgewiesen wurden. Auf diese Weise klärt man aber keine Menschen auf. Wenn man Menschen aufklären möchte, muß man unterscheiden zwischen der notwendigen Einschränkung des Risikos und der Vorstellung, man könnte das Risiko eliminieren, was eine Illusion ist. Wer diese Differenzierung nicht macht, wird den Effekt erzielen, daß sich Menschen nicht an seine Ratschläge halten, weil sie viel zu verunsichert werden, durch immer neue, wenig gewisse Informationen. In der von dir propagierten Safer-Sex-Kampagne

wird das, was die Menschen vorher sexuell gemacht haben, verleugnet und abgewertet. Was die Menschen aber vorher gemacht haben, und sei es »nur« zur Minderung neurotischer oder narzißtischer Konflikte gewesen, war etwas, was mit Lust zu tun hatte und Lust machte. Wer das vergißt und kühn nur ein neues Verhalten verlangt, wer die Trauer über die Notwendigkeit des jetzt notwendigen anderen Verhaltens nicht anklingen läßt, der wird Widerstände provozieren. Er wird diese Widerstände auch provozieren, wenn er zum Beispiel, wie du, schreibt: Anfassen ist verboten.

**Praunheim:** Das ist eine subjektive Schilderung von meinem persönlichen Verhalten, aber ich sage doch immer wieder, daß Promiskuität erhalten bleiben muß, allerdings mit bestimmten Sexualpraktiken. Daß ich persönlich eine wahnsinnige Angst habe und nur bestimmte Praktiken mache, ist meine persönliche Sache.

**Dannecker:** Das ist nicht mehr deine persönliche Sache, wenn du damit in verobjektivierter Weise auf den Markt gehst.

**Praunheim:** Mein Sexualverhalten muß doch nicht stellvertretend sein für viele.

**KONKRET:** Du kannst doch nicht so naiv sein zu glauben, daß deine veröffentlichte Privatmeinung nichts bewirkt.

**Praunheim:** Ich sags nicht als Privatmeinung. Natürlich bewirke ich was. Ich stehe hinter diesen Praktiken des Safer Sex, und Safer Sex heißt nicht, sich nicht anfassen, sondern ganz im Gegenteil. Du kannst sehr sehr viel machen, aber das wird ja von euch nie diskutiert, sondern von euch wird per se alles, was schwul ist, aus diplomatischen Gründen für wunderbar und gut gehalten. Unsere frühere Kritik am Konsum-Sex kommt nicht mehr vor.

**Dannecker:** Der Unterschied zwischen mir und dir ist auch, daß ich immer die Promiskuität kritisiert habe und mich gleichzeitig bemüht habe, sie zu verstehen. Und es gibt noch einen Grund, warum ich so zurückhaltend bin, was diese Safer Sex Verhaltensweisen und Techniken angeht. Aus aller klinischen Erfahrung mit Homosexuellen ist bekannt, daß sie selber ihre sexuellen Praktiken abwerten und daß auf der Basis dieser Abwertung ein ganz merkwürdiges Suchtverhalten rauskommt. Schaffen sie es aber, ihr abgewertetes Verhalten so weit aufzuwerten, daß sie dazu stehen können, dann können sie auch Verantwortung dafür übernehmen.

**Praunheim:** Das ist genau das, was ich propagiere, aber was ich bei dir vermisse, ist, daß du nicht konstruktiv darangehst und sagst, wir müssen über Sexualität mehr reden, daß das praktische Folgen hat, und zwar insofern, daß die Leute nicht mehr angesteckt werden. Das finde ich besser, als sich moralisch zu streiten und die Theorie über den Menschen zu setzen. Und das werfe ich dir vor. Wenn jemand sagt, lieber ehrlich sterben, als verlogen leben, ja was nützt mir das, in dem Moment, wo er krank wird, denkt er anders.

**Dannecker:** Ich würde diese Haltung erstmal respektieren, auch wenn ich sie nicht akzeptiere. Ich arbeite mit Leuten zusammen, die sich mit den Konflikten von Menschen, die sich gerne anders verhalten würden, das aber nicht schaffen, auseinandersetzen. Diese Erfahrung ist für mich wichtig in einer Situation, in der inzwischen jeder Schwule weiß, daß er nicht mehr sorglos alle sexuellen Praktiken ausüben kann. Dieses Wissen kann aber nur schwer in Handlungen umgesetzt werden. Daraus folgt zum Beispiel, wozu ich auch immer aufgefordert habe, daß Gruppen gebildet und bezahlt werden, die in diesen Prozeß eingreifen und verstehend mithelfen, diese Widerstände zu lockern. Voraussetzung dafür aber ist, daß jemand sagt: Ich würde gern, ich schaff es aber nicht. Ich fürchte, daß viele Leute, die in diesem Feld jetzt tätig werden, paradoxe Resultate erzielen und die Widerstände verstärken, weil sie wie die Sittenpolizei auftreten.

**Praunheim:** Aber es gibt doch niemand, der irgendwas macht. Ich bin einer der ganz wenigen, der diese Position vertritt, die Allgemeinheit sieht so aus, daß alle das, was du sagst, ganz toll finden und nichts machen. Es wird in Deutschland nicht Safer Sex gemacht. Es gibt auch keinen Druck, Safer Sex zu machen. Selbst die ganzen AIDS-Hilfen zitieren nur dich ganz genau. Das ist eine wunderbare Anti-Aids-Kampagne, weil es eben immer wieder heißt, es geht nur unter ganz großen Schwierigkeiten, also laßt es doch sein.

**Dannecker:** Du drehst einem die Position im Munde um. Wenn ich die Gründe und den Sinn des Widerstandes gegen eine Verhaltensänderung verstehe, heißt das noch lange nicht, daß ich das Ziel, nämlich die Veränderung, aus den Augen verliere. Es ist allerdings ein Heidenstück Arbeit, das Ziel zu erreichen.

**Praunheim:** Aber angesichts von Leben und Tod mußt du dich doch fragen, wie gehe ich jetzt vor, um Leute zu schützen.

**Dannecker:** Ich habe natürlich nicht dieses Maß von Omnipotenz zur Verfügung wie du, daß ich sagen könnte, wie gehe ich vor, um Leute zu schützen. Ich kann nur darüber nachdenken, was man tun könnte, damit sich Leute schützen, und was man trotz dieser Notwendigkeit nicht tun sollte.

---

Das Gespräch ist vollständig abgedruckt in »OPERATION AIDS«. Das siebte Sonderheft SEXUALITÄT KONKRET ist ab 25. März um Kiosk. Preis DM 10,-. Siehe auch Seite 71.

Konkret 04/86, S. 64

**Horst Tomayer**

# Satirismus fuhrt zum Faschismus

**Nikel, früher Pardon, dann transzendentale Meditation, neuerdings promoviert und Recycler von »Schmunzelbüchern« hat ein anthologisches Bändchen »Briefe an die Schwarzwaldklinik« herausgebracht. Tomayer sollte auch mitmachen dürfen, wurde dann aber gekippt. Sein Beitrag sei »sadistisch« und »gewaltverherrlichend«. Ist das wahr?**

1. Vorgeschichte

Patient gibt an, er habe am Tag des Überfalls im Rahmen seiner beruflich ihm aufgetragenen Grußpflicht zum Jahreswechsel an einer Veranstaltung des Deutschen Gewerkschaftsbundes in Frankfurt am Main teilzunehmen gehabt. Gegen zehn Uhr des 11. Januar 1986 sei er vor dem DGB-Gebäude Wilhelm-Leuschner-Straße 69-77 aus seinein Dienstfahrzeug ausgestiegen und habe seine Schritte zum Eingang gelenkt. Jedoch noch im Freien hätten sich ihm Halbwüchsige mit drohender Gebärde genähert und ihn am Ärmel seines Mantels teils gezupft und teils gezerrt. Er habe sich jedoch loszumachen vermocht, wobei freilich die Amtskette gerissen sei und sei trotz des gegen ihn lauthals ausgestoßenen Geschreis »Opa dreh ab / Hier riechts nach Grab«, aufrecht weitergegangen. Am Portal des Gebäudes sei er vor einem etwa fünfundzwanzig Jahre alten Mann mit einem mit den Buchstaben I, G und M beschrifteten scharfkantigen Helm gegen die Stirn geschlagen worden. Als er, nun auch noch von einem anderen Unbekannten von hinten gestoßen, sich das aus der Stirnwunde austretende Blut habe abwischen wollen, wobei ihm für einen Augenblick die Sicht genommen gewesen sei, habe ihm eine weitere Person mit voller Wucht gegen das rechte Schienbein getreten, so daß er in voller Länge auf das Pflaster gestürzt sei, wobei er sich das Kinn aufgeschlagen sowie das Nasenbein gebrochen habe.

Trotz dieser schwerwiegenden Verletzungen sei er, wenn auch spürbar geschwächt, weiter dem Eingang zugestrebt; da sei, unmittelbar vor dem Portal, ein mit einer Strumpfhose maskierter Mann mit einem etwa 1, 5 Meter langen, kinderarmdicken Vierkantholz, an dem ein Pappschild mit der Aufschrift »Wallmann zieh Leine / Sonst machen wir dir Beine« befestigt war, auf ihn zugeschritten. Er habe sich in Ahnung einer Attacke Weggeduckt, jedoch habe ihn der Angreifer mit dem Holz im linken Schlüsselbeinbereich noch erwischt und zu Boden gestreckt. Da ein wieder anderer mit einer karnevalistischen Teufelsmaske der Identifikation sich Entziehender ihn beim Aufrappeln gestoßen habe, sei er nach vorne gestrauchelt und in die Glasscheibe der Portaltüre gefallen, wobei großflächige Splitter seinen rechten Mantelärmel durchtrennt und die unteren Partien seiner Unterarme aufgeschnitten hätten. Trotz dieser schwerstwiegenden Beeinträchtigung seines körperlichen Wohlbefindens habe er seinen Weg fortgesetzt und sich ins Foyer der DGB-Räumlichkeiten geschleppt. Dort sei jedoch eine Gruppe von vier Unbekannten mit Standaschenbechern auf ihn losgegangen, wobei glimmende Zigaretten- und Zigarrenkippen ihm ins Gesicht gedrungen seien und ihn an beiden Augenbrauen sowie an der Oberlippe versengt hätten. Er habe sich, unbeirrt vom Geschrei »Wallmann du Kapitalistenknecht / Hau bloß ab, sonst gehts dir schlecht« reflexiv zu schützen versucht, indem er die Hände vors Gesicht geschlagen habe jedoch habe er aufgrunddessen nicht bemerkt, daß ein Unbekannter einen am Schwanzende bereits glimmenden Knallfrosch ihm in den Mantelkragen geworfen habe, wo der Feuerwerkskörper in Intervallen detoniert sei und durch Jackett und Hemd hindurch Brandwunden im Bereich des Nackens und zwischen den Schulterblättern hervorgerufen habe.

Eine veranstaltungsdiensttuende Rotkreuzschwester habe ihn, den daraufhin Zusammenbrechenden, mit den Worten aufgefangen »Um Gottes Willen, kommen Sie, kommen Sie, Sie brauchen einen Arzt« und versucht, ihn zum Ausgang zu führen, er habe sie jedoch mit den Worten »Danke, Schwester, aber ich muß noch zu den Leuten sprechen, helfen Sie mir zum Mikrofon« in den Saal zu dirigieren versucht. Am Saaleingang habe ihn ein Schwall von Sputum empfangen, der ihn zwar nicht physisch verletzt, aber psychisch so befremdet habe, daß er das Sichübergeben nur mit äußerster Willensanstrenung zu unterdrücken vermocht habe. Als er schließlich den »Großen Saal« erreicht gehabt habe, sei er von einem Unbekannten mit den haßerfüllten Worten »Nimm diesen hier/ Du Pfaffe kapitaler Gier« sowie mit brutaler Gewalt in die kurze rechte Rippe geboxt worden, so daß ihm die Luft weggeblieben und er fast zu Boden gegangen sei. Er habe sich jedoch wieder gefangen und sich weiter zum Mikrofon geschleppt, durch eine Gasse mit Fäusten Prügelnder, Handkantenschläge Setzender sowie die Parolen »Wallmann wir hauen dich zu Teig / Rührst du an das Recht auf Streik« und »Haut dem Wallmann auf die Finger / Hundertsechzehn dicke Dinger« Ausstoßender.

Er sei mittlerweile von Angstschweiß »klatschnass« gewesen und sein Herz habe geschlagen »wie ein Hammer im Hals«, jedoch die Schwelle zur Todesangst habe er zu betreten vermeint, als ihn etwa zwanzig bis dreißig Personen »klaustrisch« umzingelt und, auf das Kommando eines sogenannten Einpeitschers hin, in einem grausamen Zwiefachen Sechstakt »Heu-te-ist-Krawall-dran/Gegen-Wal-li-Wall-mann« seine Schienbeine mit Fußtritten sowie seinen Unterleib mit Fausthieben traktiert hätten. Vergeblich habe er seine Peiniger mit schwächer werdender Stimme gebeten, von ihm ab und ihn zum Mikrofon durchzulassen, da er ihnen doch »Grüße zum neuen Jahr« zu überbringen habe. Er habe sich schließlich, mehr wie ein Stückgut bugsiert denn sich wie ein Würdenträger vorwärtsbewegend, auf dem Podium gefunden, jedoch bevor er mit seiner Rede habe anheben können, sei ein mit rotem Tuch maskierter Unbekannter auf ihn zugestürzt, habe das

Mikrophon aus der Verankerung gerissen und es ihm mit den haßerfüllt herausgeschleuderten Worten »Wer hier verhöhnt den Arbeitsmann / Der friß dies und erstick daran« in den Schlund gestoßen. Er habe, nachdem er unter Schmerzen und Mühen das Mikrofon wieder ausgewürgt gehabt habe, einen zunehmenden Schmerz im Zäpfchen verspürt und nur mehr, jetzt schon mit dahinschwindender Kraft krächzen können »Ich vergebe Ihnen, denn Sie wissen nicht, was Sie tun«, jedoch habe die Masse der Johlenden, Tobenden, Brüllenden im Saal nur ein zynisches Geheul angestimmt »Wallmann Wallmann meck meck meck / Jetzt bleibt dir wohl die Spucke weg«. Bespieen, aus zahlreichen Wunden blutend, mit verbrannter Haut und gebrochenen Knochen habe er sich schließlich zum Ausgang geschleppt, doch da habe ihn ein furchtbares Bombardement aus faulen rohen Eiern, debilem Obst, Bonsaikakteen, ja sogar Dartwurfpfeilen mit Widerhaken verfolgt und niedergestreckt.

Sein Fahrer, der die vom Mob zerstochenen Pneus zwischenzeitlich ausgewechselt gehabt habe, habe seiner bei Amtsantritt erteilten Direktive, ihn bei schweren Unfällen in die Schwarzwaldklinik zu bringen, entsprechend gehandelt. Patient (der über »Prügelstrafe« promoviert hat) verzichtet ausdrücklich auf Strafverfolgung der Täter, da dieselben, wie er meint, »von gewissen Kreisen aus dem Hinter- bzw. Untergrund aufgehetzt« worden seien und daher kein Unrechtsbewußtsein gehabt hätten.

2. Befund:

6 cm lange glattkantige schräg verlaufende stark blutende Stirnwunde. 3 cm lange 5 mm breite Platzwunde Kinnmitte. Multiple kleine Weichteilverletzungen des Gaumensegels. Livide verfärbte Nasenwurzel mit oberflächlicher Schürfwunde. Dunkelblau verfärbtes Ober - und Unterlid bds. Vier parallel von Daumenballen bis Ellenbogen verlaufende Schnittverletzungen.

Schwarzrotkrustige fleckförmige Oberlippenverletzungen. Oberflächliche breitflächige Hautverletzung zwischen den Schulterblättern. Starker Druckschmerz im Bereich der rechten Thoraxhälfte. Schmerzhafte Bewegungseinschränkung des linken Oberarmes. Bläuliche großflächige Hautverfärbungen und Schürfwunden auf der Vorderseite des rechten Unterschenkel.

3. Röntgen

Schädel (frontal, seitlich), Thorax zwei Ebenen, linker Unterschenkel, rechter Unterarm und Handgelenk, linke Schulter mit Clavicula.

4. Diagnose

Claviculafraktur links, Fraktur os nasale mit Brillenhämatom und Hyposphagma rechtes Auge. Rechts Rippenserienfraktur. Kein Anhalt für Pneumothorax. Schnittverletzungen an Stirn, Kinn, Unterarm. Prellung linke Tibia.

5. Behandlung

Tetanol, Tetagam i.m. Reinigung der oberflächlichen Hautverletzungen (Wunsol 2,5 % flüssig). Naht der Schnittverletzungen in LA (Xylonasine 2%) Brandgaze und Gel (Brenydel 5%) auf die großflächige Verletzung der Epidermis im Schulterblattbereich. Rucksackverband. Stationäre Aufnahme. Haemotandilsalbe auf die Haematome im Gesicht, Schulter- und Unterschenkelbereich.

---

**Spalten »Nikel Verjuxt« auf Seiten 64-65**

Nikel

*Grüßsiegott, der Tomayer ruft Sie an aus Hamburg*

Ahaa, der Tomayer, Tag

*Ich wollt mich schon einmal die letzten Tage melden, aber dann kamen wieder unaufschiebbare Artikel dazwischen, lieber Herr Nikel, jetzt wird also mein Beitrag nicht gedruckt hab ich gehört?*

Nein

*Ah!*

Ah! Ja, ich bin ja auch sehr traurig drüber, was soll ma machen. Ich konnt da nicht über meinen Schatten springen, ich hab rumversucht, das zu interpretieren, aber ich konnt nicht, es ist so, das Ganze - aber darüber hab ich endlos mit andern auch

geredet und ich denk, Sie wissen auch warum, nä?

*Ich weiß es echt gsagt nicht. Also der Werner Heine war begeistert.*

Also ich konnt es einfach nicht anders interpretieren, als daß man dem, als daß man äh äh noch mehr auf die Rübe hätte geben sollen.

*Ja, meinen Sie, daß das eine Gewaltverherrlichung ist?*

Ja, so ist es. So habe ichs nur verstehen können. Ich hab mir wirklich große Mühe gegeben, das auch irgendwie anders zu verstehen, aber es macht einen so ungeheuer sadistischen Eindruck.

*Aber Herr Nikel, ich hab doch die Sache vom Aufausch gewissermaßen auf den blutgetränkten Wattebausch gebracht.*

Na, gut, in der Zeit ist aber doch auch sonst einiges passiert, der Bölling, ja, das hab ich ja nun wirklich selbst im Fernsehen gesehen, da hat mans ja direkt gesehen, das war unmittelbar drauf, wie ihm die da reingehauen haben in die Fresse.

*Das hat doch mit Wallmann nichts zu tun*

Natürlich hats mit Wallmann was zu tun, solche Art von Auseinandersetzungen die sind halt nicht demokratisch.

*Sind Sie befreundet mit Wallmann?*

Hören Sie mal, überhaupt nicht, wie kommen Sie auf diese Idee mit Wallmann befreundet zu sein, nur, man muß doch nicht befreundet sein, zu sehen, das ist ein Gegner, mit diesem Gegner muß man mit allen Mitteln, die die Demokratie zuläßt, umgehen, und muß ihn bekämpfen, aber das heißt doch nicht, daß man

*Also Sie drucken nicht?*

N - in äh, also so weit mir bekannt ist, nicht.

*Also ich muß schon mal sagen, Gewaltverherrlichung, das erwischt mich kalt, daß ich jemals in meinem Kleinschriftstellerleben Gewalt verherrlicht hätte, also nicht in einer Silbe, Gott strafe mich.*

Also das ist wirklich, also, mhm äh, das ist schwer zu äh - also das ist ja so, wissen Sie, das war der einzige Beitrag, bei dem ich bei mir das Gefühl gehabt hab, nein, sag mal, das - äh, wie kriegst du das innerlich hin, daß so zu interpretieren, daß es keine Gewaltverherrlichung ist.

*Vorschlag., Wenn ich Ihnen einen Wink von Wallmann beibringe, daß der Wallmann sagt, er hätte nix dage..*

Ja, das Buch ist doch gelaufen, ich hab auch sofort den Heine gebeten, er möchte versuchen, mit Ihnen zu sprechen, ob sie das bei KONKRET oder sonstwo unterbringen können.

*Das gehört doch in die Abteilung Satire*

Ja, aber KONKRET hat doch manchmal auch Satire, so ist das noch nicht.

*Ja, soll ich machen?*

Ja, wenn Sies da machen wollen, natürlich, versuchen Sies doch, oder bei der titanic geht das zum Beispiel, ich meine, weil das Satire ist, nicht.

*Ich hab ja schon Auslagen gehabt, ich hab einer befreundeten Ärztin ein kleines Honorar vorgeschossen, die hat mir die ganzen Verletzungen, die da von mir beschrieben worden sind, ins Medizinlatein übertragen.*

Tomayer, ich kann wirklich nichts dafür, ich mein, was soll ich dazu sagen, verstehn Sie, es ist sehr schwierig, ich hab Ihnen da gesagt, daß ichs mir wirklich nicht leicht gemacht hab' «

*Es ist schade, daß der Böll nicht mehr lebt, weil ich hätte das dem Böll natürlich auch mal gezeigt, wenn der Böll gesagt hätte, das ist keine Gewaltverherrlichung, hätten sie es dann ...*

Tomayer, hahaha, Mann, wenn, wäre, was, wenn der Böll noch lebte, es wäre natürlich interessant gewesen, weil ich mich natürlich gern immer wieder überprüfe, im Hinblick auf meine Auffassungen, Meinungen und so, aber was solln wir jetzt darüber kaspern.

*Also es ist Gewaltverherrlichung, stimmts?*

So hab ichs aufgefasst.

*Aber Herr Nikel, jetzt muß ich Ihnen aber schon einmal sagen, Sie als alter radikaler Satireraubauz mir im Gestus eines Schriftleiters eines Bistumsblattes, also ich hab mich gewundert.*

Spinner, Bistumsblatt, Sie sind wohl nicht ganz klar im Kopf, ha? Wenn man vom Tomayer was ablehnt, dann ist man Bistumsblattredaktör, ha?

*Kollege Nikel, jetzt sind schon wieder zwanzig Mark durch mein Telefon gesaust, aufwiederhören.*

Aufwiederhören!

Konkret 04/86, S. 66

**Horst Tomayer**

# Tomayers ehrliches Tagebuch

XARE

(Weil bei uns am Ammersee täte der Franz Xaver Kroetz »Xare« gerufen werden). Der Xare war in Nicaragua. Ich persönlich gesehen war noch nicht in Belgien, in Holland, in Frankreich, in Norwegen war ich noch nicht, in Irland, Polen, Island sowieso nicht, in Jugoslawien war ich noch nicht, auf Korsika nicht, in Liechtenstein und Monaco und in Andorra auch nicht, in Festland-Spanien nicht und in Portugal auch nicht, in Ungarn nicht und in Polen nicht und in Rußland auch nicht. In Augsburg war ich mal, in der Haindl'schen Sozialsiedlung, und da begegnete ich einem 85jährigen Mann, der in der Haindl'schen Papierfabrik gearbeitet hatte, wo Brechts Vater kaufmännischer Direktor war, und dieser alte Mann erzählte mir, wie der »junge Herr« manches Mal aus Berlin angereist kam und in der firmeneigenen Tankstelle seinen Ford für umsonst auftankte.

Ich war dann auch noch an den Augsburger Gewässern, um vielleicht jene Stelle zu finden, die Brecht zum Gedicht »Vorn Schwimmen in Seen und Flüssen« (im bleichen sommer, wenn die winde oben/nur in dem laub der großen bäume sausen/muß man in flüssen liegen oder teichen/wie die gewächse, worin hechte hausen), ich fand aber die Stelle nicht und war um eine interessante Reportage gebracht. Dann war ich auch in Kuba nicht und in Nicaragua erst recht nicht. Der Xare aber war da und hat ein Tagebuch mitgebracht.

Da steht drin, daß er '84, wo er in Nicaragua war, recht elend beinand war, schriftstellerisch und sexuell, und ich kann ihm das natürlich nachempfinden, ehrlich, wer kein Schriftsteller ist, sondern nur gewöhnlicher Versicherungsangestellter oder Basketballbundesligacotrainer oder Hausfrau undsoweiter, der hat ja keine Ahnung von Schriftstellerleiden, der Depp. Aaaber, jetzt mal ehrlich, Xare, gehören die Sorgen nach Nicaragua? Ich meine, jetzt mal von Kleinschriftsteller zu einem Großen: Ist Nicaragua für unsre Sorgen da? Und dann hat jetzt der »Spiegel« so Stellen abgedruckt aus dem Tagebuch, wo Du die Kollegen Walser und Handke und Hochhuth, wie man bei uns am Ammersee sagt, »ausrichten« tust, also daß es denen finanziell zu gut geht und daß sie oeuvremäßig nix draufhätten usf. Ja, Herragotta, muß das sein, daß Du über den Hochhuth seine »Judith« herziehst? Nenne mir, Xare, auch nur eine Schaufel auf Hallig Hooge oder in Tokio oder Toronto, die daraufhin umfallen täte. Sodann: Jetzt haben die Nicaraguaner Reagan auf dem Hals, die Contra und dann noch den boarischen Scribero mit sei'm Wehdam. Dacapo: Muaß dös sei? Und no was. Seit Jahren kämpfe ich, völlig allein auf mich gestellt (ein Vermögen hat mich das schon gekostet!), gegen den freien Zeilenfall seitens deutscher Dichter. Leider muß ich denselben auch bei Dir feststellen und muß ihn schärfstens verdammen, apage! Es ist aber nicht nur die Form, o weh, es ist auch der Inhalt, dessens mangelt:

*Auch die andere*

*kriegt meinen Samen*

*nicht mehr.*

*Trocken liege ich in ihr*

*selten begehre ich sie*

*und das die Begierde*

*kühlende Naß*

*ist rar*

A. a. a. Saaamen, ganz was Biblischs! Und im nächsten Verserl »schweigen« dann auch noch Deine »Lenden«. Gäh, Krampfgockel. Nein, Xare, jetzt mal ganz ehrlich, mit in die Augen neischaugn und Hand aufs Herz, von Mittvierziger zu Mittvierziger gesprochen: Es ist ja nicht so, daß ich jetzt da den Freisinger Feministinnen recht geben möcht, täten die jetzt sagen, sie, bezugsweise ihresgleichen seien auf dein »kühlendes Naß« (und für mi is dös immer no a Maß!) nit scharf und Du sollest zum Pfeffer undsoweiter, nein, es ist gotteslästerliche Überschätzung des Ejakulats, wie Dompropst Dünnpfiff einmal sagte oder wie ich einmal sagte: Gäh, wegen dieses bißchens säuerlich/bittrer/magermilchfarbner Plörre macht man doch kein Aufhebens (sic!). Und ist Leserinnen-unter-18-erschrecken nicht sowieso verboten? Aber lad a paar Kinder aus Nicaragua zu Ferien auf deinem Bauernhof ein und wir von der Arbeitsgemeinschaft »Elend« im Zirkel schreibfauler Arbeiter im Verband Deutscher Schriftsteller vergessen alles.

BLIXA

Bargeld lacht. Du aber bist als Troubadour der Musikgruppe »Einstürzende Neubauten« immer so ernst. Kahl hat sich übrigens für 998 Mark eine Sport- und Freizeitguitarre gekauft und macht mit der Band »Die trinkende Jugend« unverschämt fröhliche Musik. Was habt ihr da bloß auf dem Nürnberger Reichsparteitagsgelände zu suchen gehabt, unlängst, in Euerm mystischen outfit, wo man sich als bierseliger 68er nur noch fragen kann, ist das jetzt früher Ernst von Salomon, was ihr da macht, oder mehr Hanns Heinz Ewers, und dann erzählt ihr der Fernsehfrau von »Titel Thesen Temperamente« auch noch, daß ihr deswegen so dissonanten Krach macht, weil die »Kulturtrümmer erst mal weg« müßten und dann gießt einer von euch auch noch Benzin auf der Bühne aus und zündelt. Und darum also jetzt die dreiteilige Frage:

1. Hat dieser Mann seinen pyrotechnischen Zulassungsschein?
2. Ist er in der AOK?
3. Warum seid ihr nicht fröhlich?

BRUCK

Mit seinem NATO-Fliegerhorst eines der beliebtesten russischen Rache-Ziele, ist Bruch ein recht verkrampftes Städtchen. Wenn da nicht die nette Frau W. wär, es wär für manchen Brucker Bürger nicht auszuhalten.

Das ist sie, die Frau W. Und sicher ist da auch eine ökonomische Perspektive, der Frisiersalon vielleicht oder eine McDonald-Aktie, aber Frau W. macht ihre Arbeit, dem Brucker Bürger ein bißchen Freude zu bereiten, auch Spaß und ist das doch schon was, in dieser Zeit fremdbestimmter Hetze. Aber kann Frau W. in Ruhe arbeiten und mit jener Konzentration, die der Dienst am Kunden verlangt? Nein, kann sie nicht, denn es droht-BERUFSVERBOT:

Ja, sie haben sich zusammengerottet, zum schlimmsten was es gibt auf der Welt: Zur Haus»gemein«schaft, und sie wollen der braven Bäckersfrau die Brötchen unter der Butter wegziehn. Da wird die Haustür frech verrammelt, die Freier werden aufs Hinterfotzigste beschattet und, unverschämt!!! die Brut will 500 Mark von der W., wenn die nicht von der Prostitution lasse. Ich werde diesen Casus mit der Leidenschaft eines Emile Zola verfolgen, zugunsten der Verfolgten!

Konkret 04/86, S. 72

**Gertrud Koch**

# Die Internationale tanzt

**Margarethe von Trotte hat mit Barbara Sukowo in der Hauptrolle ihren Rose Luxemburg-Film fertig. Er □ hnelt nur wenig dem Bild, das wir in unseren K□ pfen von der Revolution□ rin haben**

Am 23. Januar 1919 veröffentlichte Arnold Zweig in der *Weltbühne* eine »Grabrede auf Spartacus«. Darin steht der düstere Satz: »Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg«: neben den Toten des Dezembers und des Januars liegen ihre Leichen im Grundbau der deutschen Republik, der sozialistischen Freiheit. Sie wird Großes zu leisten haben, um dieser Toten wert zu sein.« Als Nachgeborene wissen wir, daß mit dem Scheitern der deutschen Revolution die letzte Barrikade gegen den deutschen »Sonderweg« fiel, der in den millionenfachen Massenmord des Nationalsozialismus führte.

»Die Leichen im Grundbau der deutschen Republik« für die kurze Verweildauer eines Kino-Stücks auf der Leinwand wieder lebendig werden zu lassen, ist sicherlich kein leichtes Unterfangen. Margarethe von Trotta hat mit ihrem sechsten Spielfilm den Versuch gewagt. Der Titel des Films gibt sich unbescheiden programmatisch: »Rosa Luxemburg« - ohne Einschränkung, wird suggeriert, bekommen wir es mit der ganzen Person zu tun, nichts deutet auf eine Perspektive hin. - Geschichte auf der Leinwand kann ja die unterschiedlichsten ästhetischen Formen annehmen, vom Dokumentarfilm über den Kostümfilm bis zum psychologischen Portrait der Akteure: aber auch da fällt Margarethe von Trotta die Entscheidung offenbar schwer und so vermengt sie Dokumentarisches mit intimen Szenen ' Kostümball und Manifest, historische Reden und Tischgespräche, Liebesgeflüster und Briefe aus dem Gefängnis.

Ganz förmlich nutzt Margarethe von Trotta einen Kostümball am Silvesterabend des Jahres 1899, um uns mit den berühmten Zeitgenossen von Rosa Luxemburg bekannt zu machen: wer da mit wem das Tanzbein ins 20. Jahrhundert hinein schwingt, dient der Komplettierung des 'Who is Who' der deutschen Sozialdemokratie und der II. Internationale und belegt, daß Rosa sich ganz gewandt auf dem Parkett der Politik bewegen kann. Was solche Sequenzen filmisch so ungenau erscheinen läßt, ist gerade ihre behauptete Genauigkeit, der vertrauliche Umgangston sozusagen, der beim Zuschauer die Illusion erwecken soll, historische Figuren ganz menschlich hautnah erleben zu dürfen, ihnen persönlich am Arme Rosa Luxemburgs vorgestellt zu werden. Der dekorative Zweck, die handelnden Personen im Wortsinne vorzustellen, er bekommt auch symbolisches Gewicht verliehen durch das magische Datum: wir wohnen zugleich der Geburtsstunde des 20. Jahrhunderts bei. Die an Ereignissen übervolle Biographie der berühmten Frau verführt an mancher Stelle zu dergleichen Verdichtungen filmischer Textstellen: wenn Rosa eine flammende Rede gegen die Kriegspolitik hält, löst die Kamera sie dezent vom Hintergrund und der realistisch in Szene gesetzten Umgebung, umwölkt dramatische Musik das Haupt der Politikerin zu dem einer Prophetin. Nun stolpert ja der Film selbst oft genug in die Falle 'naiver' Geschichtserzählung, die so tut, als wüßte sie noch nicht, wie die Geschichte weiter- und ausgegangen ist, aber oft wiederum wird durch dickes Auftragen das dicke Ende vorweggenommen. Solcher Dramaturgie verdankt sich auch die einzige explizite biographische Veränderung, die die Regisseurin im Leben ihrer Protagonistin vorgenommen hat: statt ihres Liebhabers Hans Diefenbach läßt sie Kostya Zetkin an der Front fallen, verschmilzt also das Leben beider Geliebter in einem falschen Tod. Das ist signifikant nur deswegen, weil der Film wohl insgesamt die Tendenz hat, das Leben und Wirken Rosa Luxemburgs eher unter der Opfer- und Märtyrerperspektive zu inszenieren.

Schon die ersten Sequenzen spielen im wahrsten Sinne des Wortes mit dem Leben der Revolutionärin: im polnischen Gefängnis wird ihre Exekution vorbereitet, unter der Augenbinde wenden sich ihre Gedanken zu einer Kindheitsszene, die in Rückblende erzählt wird, die kleine Rosa mit einer roten Rose. Die Exekution des filmischen Beginns endet nicht tödlich, sie war Teil einer Folterstrategie. Filmisch steht für sie der Versuch, hinter der verfolgten und vom Tode bedrohten historischen Figur das Menschliche zu zeigen.

Zu den gängigen Stereotypen um Rosa Luxemburg gehört nicht nur die Feier der Einheit von Leben und Werk, vom Umsetzen des Gedanken in die Tat, sondern auch das vom Zwiespalt zwischen politisch-öffentlichem Leben und privaten Leiden und Empfindsamkeiten, wie sie in den zahlreichen Briefen in fast literarischer Form aufgefangen sind. Auf die Briefe als Ausgangsmaterial bezieht sich eine Fülle von Hinweisen, aus denen sich ein psychisches Portrait Rosa Luxemburgs nachzeichnen ließe. Merkwürdig genug bleiben aber gerade auch die privaten, intimen Szenen des Films äußerst klischeehaft: Rosa allein mit ihrer Katze vor dem Weihnachtsbaum, kichernd mit Leo Jogiches auf dem Kanape. Die Eifersuchtsszene , die das Ende der Liebesbeziehung zu Jogiches markiert, bleibt ganz konventionell, die Spannungen, überhaupt die Qualität ihrer Liebe, das Spezifische daran bleibt blaß. Aber auch Kostya Zetkin wird wie eine Puppe durchs Interieur bewegt, Paul Levi tritt als Liebhaber fast gar nicht mehr in Erscheinung. Dadurch bekommt man den Eindruck, als habe sich Rosa Luxemburg durch Jogiches Untreue enttäuscht in die schwärmerische Liebe Kostyas gerettet, diesem gar die Treue gehalten. Kurz: die Sexualität wird gänzlich zur Liebe veredelt, die komplexen Abhängigkeitsstrukturen und Altersspränge zur Zufälligkeit herabgedrückt. In diesem Kontext bekommen auch die Phantasien Rosa Luxemburgs etwas sentimental-kitschiges: eine softe Bootspartie auf einem oberitalienischen See kommt über eine Postkarten-Einstellung nicht hinaus, Jogiches gerät in der Darstellung Daniel Olbrychskis zu einem knabenhaft-weichen Menschen, in dem man

kaum den Mentor der jungen Rosa Luxemburg erkennen kann, die an seiner Kälte gelitten hat. Die Intention, hinter der berühmten Frau die Frau sichtbar zu machen, ist so wohl gescheitert: die Konstruktion der Weiblichkeit wird aufs Konventionelle zurückgeschnitten, das leidenschaftlich Verbohrte ihrer Liebe zu Jogiches bleibt verborgen. So rasch und überraschend wie sie sich im Film von Jogiches trennt und dem jungen Kostya zuwendet, montiert Margarethe von Trotta Äußerungen Rosa Luxemburgs zu Emanationen des Politischen aus enttäuschter Liebe um, wenn sie in einer Einstellung Rosa bekunden läßt, daß sie sich in der Politik Entschädigung für die Desolatheit des Privaten erhofft. Solche dramaturgischen Kurzschlüsse passieren freilich selten und sind wohl auch nicht so gemeint, aber sie zeigen doch, daß der Preis dramaturgischer Anschlüsse mit solch voluntaristischen Erklärungen zu hoch getrieben ist.

Wie sehr sich das Bild Rosa Luxemburgs, das der Film zeichnet, an der bloßen Ausstattung orientiert, zeigen die Massenszenen, die der politischen Rednerin den Rahmen stellen. In diesen Sequenzen verfährt die Kamera ausgesprochen stereotyp. Was die glänzende Rednerin Luxemburg, die es verstand, ihr Publikum in Bann zu schlagen, an Rhetorik besaß, läßt die Kamera vermissen. Wie auf Stichworte hin setzt sie sich in Bewegung, um an Stuhlreihen bewegte Mienen aufzufangen, ohne daß innere Bewegung spürbar -würde. Wie ein Kontrollgang des Lehrers durchs Klassenzimmer registriert die Kamera die Massen auf den Versammlungen. Barbara Sukowa tut sich freilich schwer, lebendige Gesten zu finden, die zu den Worten passen könnten, die aus ihrem Munde sprudeln. Der Gang der Hinkenden wird zwar nachgestellt, aber das scheint eine solche Anstrengung zu sein, daß sich der restliche Körper nur noch in stereotypen Bewegungen erschöpft. Rhetorische Unterstreichungen beginnen damit, daß sich mal die rechte, dann die linke Hand aus der Höhe der Hüfte hebt, um in der Höhe des Gesichts dekorativ stehenzubleiben. Wenn Rosa Luxemburg redet, dann übernimmt die Kamera mitunter die Perspektive der Zuhörer, zeigt Barbara Sukowas Gesicht in leichter Untersicht. Was dann am meisten stört, ist ein starrer, konzentrierter Blick. Zwar gehen die Augen hin und her als suchten sie den Kontakt zu den Massen, aber sie drücken keinerlei Bezug zum Gesagten aus, weder Leidenschaft, noch Wut, noch Ungeduld. Da nützt dann auch die melodramatischste Musikbegleitung nichts, da kommt kein revolutionäres Feuer rüber.

Das politische Denken, die theoretischen Arbeiten zu verfilmen ist sicher der schwierigste Teil. Margarethe von Trotta versucht das in den politischen Tischgesprächen im Haus Kautsky, auf den politischen Versammlungen, zu inszenieren. Dabei verschiebt sie den Akzent von den marxistischen Analysen der beachtlichen Theoretikerin auf die politische Aktualität ihrer Positionsbestimmung in der Frage des Kriegseintritts. Das unrühmliche Kapitel der Geschichte der Sozialdemokratie, deren Bewilligung der Kriegskredite, nimmt so einen breiten Raum des Films ein. Die Reden, die Rosa Luxemburg gegen die Kriegsbeteiligung, gegen den sich formierenden Nationalismus hält, stellen die Herzstücke ihrer politischen Auftritte dar. So gerät die Rosa Luxemburg des Films vielleicht ein bißchen zu sehr in ein pazifistisches Licht, zumal die Gründung des Spartacus und die bewaffneten Auseinandersetzungen zum Ende des Films hin bereits unter den Schatten der Niederlage inszeniert werden und kaum als revolutionäre Hoffnung. So erscheint Liebknecht am Ende als Agitator der Straße und Luxemburg als Verzweifelt-Besonnene. Nun war ja in der Tat vielen schon 1919 praktisch klar, daß die deutsche Revolution zerschlagen worden war, auch wenn das theoretisch undenkbar erschien in einem Land, in dem wie Herbert Marcuse schrieb: »Ein großer Teil der organisierten Arbeiter einer damals noch revolutionären und kommunistischen Partei angehörte oder nahe stand. Es war in der Tat ein fifty-fifty-Verhältnis zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten 1919.« Marcuse, einer der Augenzeugen des letzten öffentlichen Auftritts von Rosa Luxemburg, begrub seine Hoffnung auf die Revolution in Deutschland in diesem Jahr. Die sich überstürzenden Ereignisse 1918/19 bereits als Niederlage zu definieren, das Ende von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht symbolisch mit dem der Revolution zusammenzudenken, ist so eine durchaus plausible Lesart dieses Kapitels deutscher Geschichte, auch wenn Margarethe von Trotta die Geschehnisse am Ende allzu eng zusammenführt.

Ihre Perspektive auf Rosa Luxemburg scheint mir freilich über das objektive Dilemma hinaus, auf das Martyrium hin angelegt zu sein. Was der Film in den Bildern des öffentlichen und privaten Lebens Rosa Luxemburgs vermissen läßt, die Subjektivität dieser Frau, taucht am ehesten noch auf in den Sequenzen, die Rosa als Eingeschlossene, Gefangene, Gelähmte, Verzweifelte zeigen: im Gefängnis. In dunklen, braunen Farbtönen zeigt sie die Gefangene einsame Runden im Gefängnishof drehend, in einem vergitterten Käfig sitzend, in der Einsamkeit der Zelle. Vier Jahre ihres Lebens hat Rosa Luxemburg in den verschiedensten Gefängnissen zugebracht, aber auch dort hat sie nicht nur in ihrem Privatgärtlein botanisiert und mit den Vögeln Zwiesprache gehalten, sie hat im Gefängnis auch theoretische Abhandlungen verfaßt wie die Bruchstücke zu einer »Kritik der russischen Revolution«, mit der Georg Lukács sich in »Geschichte und Klassenbewußtsein« auseinandergesetzt hat.

Ein Film zeigt immer nur das, was er zeigt, alles kann er nicht zeigen. Was also zeigt uns Margarethe von Trotta von Rosa Luxemburg: die Liebende, die Revolutionärin, die Theoretikerin, das Opfer? Mir scheint: von allem ein bißchen, den kleinsten gemeinsamen Nenner, von keiner die radikalste Seite; das ist es, was ihr Portrait so unähnlich erscheinen läßt mit dem Bild, das die Geschichte in uns von Rosa Luxemburg eingegraben hat.

Konkret 04/86, S. 80

**Wolfgang Welt**

# Neue Popliteratur
# Was wäre das Lesen ohne Musik

n der Geschichte der Popmusik sind nur wenige Künstler bekannt, die sich von der Literatur beeinflussen ließen. The Soft Machine und Steeleye Dan etwa wurden von William S. Burroughs bei ihrer Namensgebung inspiriert.

Lou Reed war sehr beeindruckt von seinem Lehrer Delmore Schwartz (1911-1966), einem Literaturwissenschaftler (Spezialgebiet: James Joyce) und frühvollendeten Poeten (»In Dreams Begin Responsibilities«). Auf »The Blue Mask« widmete Reed ihm einen Song. Es hat auch, allerdings von Jazzern, den Versuch, einer Vertonung von Malcolm Lowrys »Unter dem Vulkan« gegeben, 1978. Wenn man der Financial Times glauben darf »a perfect marriage of words and music«. Eno und David Byrne benannten zwar ein gemeinsames Album nach dem Roman »My Life In The Bush Of Ghost« von dem in der Bundesrepublik weitgehend unbekannten Nigerianer Amos Tutuola , doch hat das Werk sonst nichts mit dem Buch zu tun. Die Popschreiber kamen also im Grunde ohne die Literatur aus. (Randy Newman erzählte mir mal, daß er nur für Laien geschriebene wissenschaftliche Bücher liest).

Andererseits hat es eine ganze Anzahl von Schriftstellern gegeben, die »poppig« waren. Jack Kerouac ließ den Jazz erklingen, während bei Rolf Dieter Brinkmann in »keiner weiß mehr« die Stones »Satisfaction« sangen. Ausdrücklich widmete Peter Handke seine »Publikumsbeschimpfung« John Lennon. Allerdings, bei all den Anklängen, nie ist mir der große Pop-Roman in die Hände gefallen, auch nicht »Irre«. (Goetz kann noch nicht mal richtig Siouxsie schreiben).

Nun hatte ich mir einiges erhofft von der Musik-Anthologie »Thank You Good Night«, die Bodo Morshäuser (»Blende«) in der edition suhrkamp herausgegeben hat. Ich dachte, vielleicht ist unter den Autoren eine Neuentdeckung wie in der Musik The Pogues oder ein großer Wiedererwachter wie Tina Turner, deren »We Don't Need Another Hero« übrigens im vergangenen Sommer mein Lieblingslied war. Zu einem Vorwort, in dem er z.B hätte erklären können, warum er gerade diese Autoren und keine anderen eingeladen hat, mochte sich Morshäuser nicht durchringen.»Es gab nichts Vorformuliertes, keine Thesen von mir. Nicht die Autoren haben sich einem festumrissenem Thema oder gar einem Programm gefügt. Vielmehr zeigen die in diesem Schmöker versammelten Texte an, welches Spektrum unter dem Oberbegriff Musik zur Sprache gekommen ist.«

Apropos Schmöker: »Ein Schmöker war aber für mich immer ein Buch, das dazu verleitet, unsystematisch zu lesen, einfach eine Seite aufzuschlagen und anzufangen.«

Ich hab ihm einen Streich gespielt und vorne angefangen. Dort begegnet mir Hubert Winkels, der Chef-Redakteur der Düsseldorfer Stadtillustrierten »Überblick«. Er hört Prince Charles (nicht den Di-Gatten, sondern den amerikanischen Sänger). Dessen »Combat Zone« ermuntert ihn, wirres Zeug zum Thema »Kampfzone« rauszukotzen. Unter anderm will da jemand einen Roman schreiben: »Der Text wird eine Schleimspur sein von der Antarktis bis Feuerland. 500 Seiten Schleim, und am Ende liegt eine Rasierklinge mit der Schneide nach oben ... « Mir ist Prince Charles zu hart, und ich bin froh daß mir der der »Überblick« mein Frei-Abo gestrichen hat.

Dann kommt schon - wie sich am Ende herausstellt - die schönste Geschichte des Bandes, Altmeister Jürgen Theobaldys »Der Sammler«. Theobaldy erzählt von einem Stück Jugendrebellion in Heidelberg im Jahre 1972, gerade als der Abgesang »American Pie« ein Hit war. In der Story gibt sich der Autor selbst das Motto:»Oft sind es die scheinbar nebensächlichen Einzelheiten, die, weil ungewöhnlich und nicht vorhersehbar, am meisten aussagen - gar nicht die großen Linien, die ohnehin jeder nachziehen kann.« Ein Mofa wird geklaut, es wird in der Schule gegen die neue Sitzordnung protestiert, der Ich-Erzähler hört (den damals noch nicht verstorbenen) Mike Bloomfield. Alles ist scheinbar unbedeutend, doch ist es eindringlich geschildert. Und vor allem möchte man Mike Bloomfield dabei hören. Von mir aus hätte die Geschichte ruhig länger sein können.

Die folgenden Gedichte überschlage ich erst mal. Bernd G. Cailloux' Story handelt von einem Soldaten und hat nur wenig mit Musik zu tun. Weiter. Matthias Zschokke, Robert-WalserPreisträger stellt fest:»Wo ich bin, da ist wenig Musik.« Da ist auch keine Popliteratur.

Rudi Thiessen dann wird in »John Coltranes Love Supreme und die Stimme Aarons« alttestamentarisch. Ich bin nicht religiös veranlagt und flüchte mich zu einer Story, deren Titel mir bekannt vorkommt, Ingeborg Middendorfs »Start Me Up«, eine Entlehnung von den späten Rolling Stones. lm ersten Satz kommt ein Schwanz vor. Endlich, denke ich, hat jemand mitbekommen, daß Rock auch was mit Sex zu tun hat. Frau Middendorf schildert Szenen aus dem Leben einer Fixerin, deren erste Schallplatten von Paul Anka, Bill Haley und Elvis stammten. Später zitiert sie u.a. die Everly Brothers, Jacques Dutronc und immer wieder die Stones. Immerhin hat man bei dieser Geschichte den Eindruck, daß Popmusik im Leben eines Menschen sein kann.

Joy Markert liefert die »Notizen eines verwirrten Musikfans«. Er erzählt von der Zeit, als die Doors noch existierten (und der SDS und Dutschke). Erwähnenswert ist, daß er bekennt:»Ich kann nicht'n ganzen Abend Mossmann zuhören!« Ich kann das nicht mal drei Takte lang.

Hugo Dittberner, mit gut 40 auch nicht gerade dazu prädestiniert, der Popautor der 80er Jahre zu werden, schreibt einen Offenen Brief an einen Fats. Gemeint ist wohl Fats Domino. Jedenfalls kommt sein »Blueberry Hill« in dem Schrieb vor. Das reimt sich in dem Song auf »thrill«. Der fehlt aber in dieser Geschichte über einen entlaufenen Affen.

Für einen gewissen RO'82 ist Rock mittlerweile »ein verwitterter Schuppen an einer stillgelegten Hochbahn oder an einem Fluß, in dem Blumen, angebissene Pilze und 'ne Menge Leichen treiben.« Ich hab da keine Lust mehr weiterzulesen.

Ich sehe dann die xte Iggy-Pop-Huldigung vor mir. Einzig neu daran ist, daß Egbert Hörmann, der Autor, Rock'n'Roll ohne Apostroph schreibt.

Jürgen Wellbrock berichtet über »Das geplünderte Ohr oder Roll Over Beethoven«. Chuck Berry kommt aber nicht drin vor. Er beginnt mit einer ellenlangen Aufzählung von Musikern, die ihre große Zeit in den 60er Jahren, und ordnet ihnen Attribute zu, z. B. »Das Barbarische an den Rolling Stones..., die scheinbare Unbeschwertheit der Kinks..., die Belanglosigkeiten der Beach Boys«. Dann legt er »T.B.Sheets« auf. Damit stellt er sich »ein Wohlbehagen her«. Leider überträgt sich das nicht auf den Leser. Danach folgt Jürg Laederach, der einzige Suhrkamp-Autor, den der Herausgeber eingeladen hat. Der schreibt sicher gute Literatur, nur hat die nichts mit Pop zu tun, mehr mit Klassik, Julia Migenes und Alfred Brendel kommen drin vor. Mich ließ der Text unbeeindruckt.

Auch Nora Seibert liefert was altes: die »Passacaglia c-Moll/The Priestess«. »Wieder Nippes auf dem Klavier« heißt es da. Wieder Nippes auf dem Papier, denke ich mir.

Zsuzsanna Gahse, die letztes Jahr den Aspekte-Literatur-Preis kriegte, ist auch kein Pop-Fan. Im ersten Absatz geht ihr ein Lied durch den Kopf. »Ein vertontes Horazgedicht«. Ich summe »We Don't Need Another Hero« und stelle fest, daß die Autorin eine Verehrerin des abscheulichsten aller Schnulzensänger ist, von Pat Boone. Auch läuft sie innerlich auf und ab. Im Fernsehen sieht sie sich nicht etwa »Formel eins« an, sondern eine Dvorak-Symphonie

So langsam fange ich an, mich heftig über das Buch zu ärgern bzw. über meine Erwartungen. Die werden, wenigstens teilweise, von Rena Tangens und padeluun erfüllt, obwohl auch deren Thema nicht aktuell ist. Sie erfinden eine Geschichte über die Organisation eines Erik-Satie-Konzertes. Das ist flott geschrieben im Gegensatz zu dem langweiligen Schlußbeitrag von Morshäuser »Thank You Good Night«, in dem es an einer Stelle heißt: »Neulich waren Schriftsteller hier, die auf die Literatur geschimpft haben, weil sie nichts habe, was die Musik habe.« Richtig erkannt. Ich empfehle daher, lieber eine LP anzuhören oder »Spex« zu lesen. Man hat dann mehr von der Musik.

Peter Glaser, der in der gerade besprochenen Anthologie einen der wenigen lesenswerten Beiträge veröffentlicht hat, bringt selbst einen Band Stories heraus, »Schönheit in Waffen«. Auch in ihnen spielt Musik eine gewisse Rolle. Schon zu Beginn der ersten Geschichte heißt es - während gerade »Killing An Arab« von The Cure läuft - »Was wäre ein Leben ohne Musik? Barbarei, Kälte und Tod.« Wenn Glaser von etwas beeinflußt ist, dann von der New Wave mehr als von Hemingway und Bukowski. Seine Stories sind aber keineswegs so wild, so unerbittlich wie die Songs etwa der Sex Pistols, eher schon so erträglich wie die der Talking Heads. Aber wie bei denen habe ich mich auch bei Glaser gelegentlich gelangweilt. Als ich die Stories durchhatte, konnte ich mich auch kaum an was erinnern. Das mochte an meinem schwachen Gedächtnis liegen. Deshalb las ich noch mal: Da ist ein Möchtegern-Bond, der aber Hilfsarbeiter bleibt und Lonski heißt. Der ruft ein Call-girl und verdonnert es zum Schweigen. Dann ist da die Story »Die rote Präzision«, in der eine Gruppe von Leuten viel mit Computern zu tun hat. Es kommen Sachen vor wie System Operators, Scanner, Sensormanschetten, Terminals, operation research, bei denen ich nicht ganz durchblickte. Das futuristische Geplänkei schläfert eher ein. Obwohl dies wahrscheinlich die Zentralstory ist, vielleicht ein Schlüssel zum Verständnis der Hacker-Generation.

In all seinen Geschichten benutzt Glaser einfache Sätze, so auch in »Ruchwärts«, wo zwei Österreicher zu einem Punk-Festival nach Polen fahren. Hier kommt sowas wie New-Wave-on-the-road Stimmung auf. Das ist lustig zu lesen und für Punks schon wieder ein Stück Nostalgie.

Dennoch: Ein Boris Becker der neuen deutschen Literatur ist Peter Glaser nicht.

---

Bodo Morshäuser.

Thank You Good Night. Suhrkamp Verlag. 265 Seiten, DM 16,-

Peter Glaser:

Schönheit in Waffen, Verlag Kiepenheuer & Witsch, 304 Seiten, DM 29.80

Konkret 04/86, S. 82

**Isabel Allende, Mario Macias**

# Der gute Geist vom Geisterhaus

**Isabel Allendes Roman »Das Geisterhaus« hat mittlerweile die Dimension eines Mythos angenommen und gilt als neues Glanzlicht lateinamerikanischer Literatur. Die Auflagenzahlen steigen ins Uferlose, das Buch ist bislang in 14 Sprachen übersetzt. Mario Macias sprach mit der chilenischen Autorin über den Roman und dessen politische Botschaft**

**Mario Macias:** Es gibt in der lateinamerikanischen Literatur eine Reihe von Schriftstellerinnen, die für die Entwicklung und die Konstitution dieser Literatur zentrale Bedeutung haben - ich erwähne nur Rosario Castellanos (Mexikanerin), Marta Traba (Argentinierin) oder Clorinda Matto (Argentinierin, die im letzten Jahrhundert gelebt hat). Als man dich, Isabel, nach deinen literarischen Vorläufern gefragt hat, nanntest du eine Reihe von Autoren, aber nicht eine einzige Autorin, was mich sehr erstaunt hat, da du stets für ein stärkeres Selbstbewußtsein der Frau eingetreten bist.

**Isabel Allende:** Bis vor kurzem wußte ich nicht, daß es in Lateinamerika so viele schreibende Frauen gibt. Denn die Werke dieser Frauen werden sehr beschränkt verbreitet. Ihre Bücher verkaufen sich schlecht, und es gibt so etwas wie ein »strategisches Schweigen« der Kritiker und Literaturprofessoren in bezug auf die Arbeit von Frauen. Als ich »Das Geisterhaus« geschrieben hatte, versuchte ich natürlich, das Buch in der Umgebung zu publizieren, die ich kannte. Aber niemand interessierte sich dafür und ich bin sicher, einer der Gründe dafür war, daß ich eine Frau bin. Man hat gesagt, ich sei die einzige lateinamerikanische Schriftstellerin, die jemals außerhalb Lateinamerikas Erfolg gehabt hat. Das hat keinen andern, Grund, als daß ich das Glück gehabt habe, nicht in Lateinamerika verlegt zu werden, daß sie mein Manuskript allerorten abwiesen, bis ich schließlich in Spanien einen Verlag fand, dank dessen das Buch heute seine große Verbreitung findet.

**Macias:** »Das Geisterhaus« entstand im Exil. Reden wir von den Bedingungen des Exils. Wie nimmt der Schriftsteller diese Bedingung des Exils auf? Wir könnten es von zwei Seiten betrachten. Auf der einen Seite haben wir das Paradies sozusagen, das Paradies, aus dem wir vertrieben worden sind. Auf der andern Seite steht das Land, das uns aufnimmt - eine krasse Diskrepanz also. Eine der Gefahren des Exils scheint mir eben darin zu liegen: daß wir mit der Vorstellung einer Vertreibung aus dem Paradies im Hinterkopf rückschauend die Realität unseres Herkunftslandes idealisieren. So etwas sehe ich auch in deinem Roman: eine Idealisierung und eine Deformation der Realität, die du zu zeigen versuchst, nämlich der chilenischen.

**Allende:** Das kann sein, ja, das kann sein... Aber für mich war das Exil eine sehr bereichernde Erfahrung. Ich muß hier jedoch klarstellen: Ich bin nicht eine typische Exilierte; ich verließ mein Land mit einem Paß, und zwar weil ich nicht in einer Diktatur leben wollte und nicht weil sie mich vertrieben hatten. Also ich bin nicht in der Lage von so vielen Chilenen, die für die Rückkehr kämpfen. Ich kehre nicht zurück, weil ich nicht will. Hier ist also schon ein enormer Unterschied. Aber man muß auch beachten, daß die Mehrheit der lateinamerikanischen Schriftsteller in den letzten 200 Jahren irgendwann einmal im Exil gelebt hat, und sie haben praktisch all ihre Werke im Ausland geschrieben. Im letzten Jahrhundert geschah das hauptsächlich aus kulturellem Snobismus, heute aus politischen Gründen. Dieses ständige Exil hat die lateinamerikanische Literatur gezeichnet und möglicherweise zu einer gewissen Nostalgie geführt und dazu, daß man vielleicht die Realität ein wenig idealisiert. Aber ich glaube, es gibt da noch etwas, was sehr wichtig ist für die Literatur: die Distanz. Im Augenblick der unmittelbaren Erfahrungen, die mich genötigt hatten, Chile zu verlassen, weil ich Angst hatte, fehlte mir die notwendige Distanz. Das »Geisterhaus« ist die Quintessenz einer verlorenen Vergangenheit. Aber ich brauchte viele Jahre innerer Aufarbeitung, damit ich genügend Distanz hatte, um es zu schreiben.

**Macias:**Im »Geisterhaus« werden wir mit einer durch und durch negativen Hauptperson konfrontiert, mit Esteban Trueba, dem Großgrundbesitzer, Patriarch und Tyrannen, der alles Erzreaktionäre im Chile dieses Jahrhunderts verkörpert. Auf die Frage, weshalb du gerade diesen Trueba mit so ungewöhnlich viel Liebe und Zuneigung zeichnest, hast du an der gestrigen Pressekonferenz geantwortet: »Weil er mein Großvater war.« Wo bleibt da die Distanz?

**Allende:** Das war eine Simplifikation meinerseits. Mein Großvater glich diesem Esteban Trueba sehr: er war ein sehr gewalttätiger, konservativer Mann, intolerant, jähzornig, machistisch - in diesen Aspekten also identisch mit der Romanfigur. Aber er war Demokrat, und er unterstützte den Putsch nicht, und er hatte viele gute Seiten, deretwegen ich ihn sehr liebte. Die Figur von Esteban Trueba repräsentiert eine soziale Klasse in Chile, für die ich keinerlei Sympathien habe, keine! Aber wenn du bei der Erarbeitung einer Figur nur eine negative Vorstellung von ihr hast, wird daraus eine Figur in SchwarzWeiß, die keine Glaubwürdigkeit erlangt, ein Schema, eine Marionette. Mit Esteban Trueba hatte ich da keine Schwierigkeiten, denn es ist eine Figur, in die ich mich verliebte, trotz all ihrer Mängel. Und weil er eine Figur ist und nicht eine Person, kann ich zu ihm auch Distanz haben. Eine Figur, die mir sehr viel mehr Schwierigkeiten bereitet hat, ist die des Folterers. Denn im Fall eines Folterers ist es sehr schwierig, eine positive Seite zu finden, sehr schwer, ihn zu rechtfertigen, zu erklären. Man neigt dazu, die ganze negative Last auf ihn abzuladen - und ihn so eben in ein Schema zu verwandeln.

**Macias:** Aber diese Sympathie und dieses Nicht-Finden-Können der guten Seiten eines Folterers... du hoffst am Ende, eine solche zu finden! Auf den letzten Seiten des »Geisterhauses« findet sich eine sehr klare Botschaft, man könnte sagen ein absolut christlicher Aufruf - pfarrherrliche Solidarität, die große nationale Versöhnung, nur nicht an die Wunden rühren!, den Haß begraben etc. Ist das deine politische Vision? Es ist jedenfalls die politische Vision, mit der du die Leser deines Buches entläßt.

**Allende:** Ich glaube, man kann nicht ein neues Land auf noch mehr Gewalt aufbauen. Ich glaube, man muß aufbauen auf der Gerechtigkeit und auf der Erinnerung. Man darf das Geschehene nicht vergessen, denn es ist eine historische Lektion. Es muß Gerechtigkeit geben. Aber ich glaube, eine gewaltsame Umkehr, eine Hinwendung zur Rache... wenn wir alle rächen wollen, die gerächt werden müssen, wie es im Buch heißt, das ist eine Kette ohne Ende, und darum... Ich glaube, die Guten werden gewinnen. Wer sind die Guten - ich gehöre zu den Guten! Und wenn sie mich vor einen Folterer stellen, bin ich nicht fähig, ihn zu foltern. Weil ich die bessere Person bin als er. Daran glaube ich, ich glaube, es gibt bessere Personen und sie werden eines Tage in Chile die Macht erlangen. Aber wenn es soweit sein wird, werden sie nicht dasselbe tun wie die schlechten Leute jetzt. In Nicaragua haben sie das auch nicht getan.

**Macias:** Das heißt, du siehst das Problem einzig von einem moralischen Gesichtspunkt aus: es gibt Gute und es gibt Böse...

**Allende:** ... Ja.

**Macias:** ... und die Bösen foltern und die Guten foltern nicht?

**Allende:** Nein, das ist eine Simplifikation. Jetzt herrscht in Chile ein perverses Regime, ein zutiefst perverses Regime. Und wenn dieses Regime zusammenbricht, werden die, die dann an die Macht gelangen, nicht die gleichen Greueltaten verüben, weil sie nicht pervers sind. Ich werde nie die Lektion vergessen, die mir Ernesto Cardenal erteilte: Er kam nach Caracas und erzählte, wie sich die Nicaraguanische Revolution gegenüber den Folterern verhielt. Es gab dort eine Gruppe von Kindern, die in den Kerkern (Somozas) gelebt hatten und zum Foltern trainiert worden waren. Es gab einen 12jährigen Jungen, den sie gelehrt hatten, die Augen der Gefangenen mit einem Löffel herauszulösen. Das ist ein Psychopath, der von seiner frühesten Kindheit an Terror, Blut, Gewalt gewöhnt worden ist. Wir alle würden sagen, dieser Junge sei unheilbar und das einzige, was man mit ihm machen könne, sei, ihn für immer in ein Sanatorium zu stecken. Die Nicaraguanische Revolution denkt nicht so, sondern geht davon aus, daß dieser Junge durchaus heilbar ist. Und heute ist er in einem College, erhält eine psychiatrische Behandlung und sie helfen diesem Kind, damit es sich in ein normales Leben einfügen kann. Also diese Lektion, daß wir die Besseren sind, daß wir diese Dinge sich nicht wiederholen lassen dürfen, ist es, was mich dazu bringt zu sagen, ich wäre imstande zu foltern. Ich bin gegen Folter, gegen Gewalt. Ich muß fähig sein, ein besseres Land zu formen, auf einer andern Grundlage, auf der Grundlage der Liebe, des Verständnisses, der Toleranz, der Gerechtigkeit.

**Macias:** Aber glaubst du, daß man die politischen Probleme mit der Liebe lösen kann? Oder vielleicht mit einer Gewalt, wenn du so willst, die man irgendwie »gerecht« nennen könnte? Im Fall Nicaragua gibt es doch eine enorme Gewalt, die es der Revolution erst erlaubt hat, die Macht zu ergreifen!

**Allende:** Selbstverständlich. Der institutionalisierten Gewalt, dem institutionalisierten Terror einer Diktatur kannst du nur eine vergleichbare Gewalt entgegensetzen, um sie hinwegzufegen. Aber wenn du einmal an der Macht bist - willst du dann auf der gleichen Grundlage aufbauen wie sie oder nicht doch auf der Grundlage der Liebe?

**Macias:** Ja, sicher... nun ich weiß nicht, die Liebe ist für mich eine nicht ganz so eindeutige Sache, mit verschiedenen Kategorien - Nächstenliebe usw. Gut, aber meiner Meinung nach muß es darum gehen, daß wir in *politischen,* nicht idealistischen Kategorien denken. Eines der Dinge, die mir bei der Lektüre deines Buches aufgestoßen sind, ist genau diese Idealisierung, diese klar idealistische Perspektive. Zum Beispiel deine wirklich sehr undifferenzierte Interpretation von Demokratie (als die Möglichkeit, wählen zu gehen - eine Passage in diesem Sinn findet sich in »Das Geisterhaus«). Oder dann diese große nationale Versöhnung - und alle werden wir hochkommen!... Da vergißt du doch die Bedeutung der Macht, die bestimmte Schichten besitzen und zu wahren versuchen. Ich denke aber, daß einer der wesentlichen Gründe für den internationalen Erfolg deines Romans eben in dieser großen Versöhnlichkeit, in dieser Rettung durch die Liebe zu suchen ist, die du versprichst.

**Allende.** Also wärst du dann zufrieden, wenn ich dir ein politisches Dokument schriebe.

**Macias:** Jedes literarische Werk hat eine Botschaft, hat eine politische Fracht. Und du kannst nicht behaupten, dein Roman habe das nicht. Es gibt darin Tausende von politischen Bezügen; der Roman trägt eine Botschaft und ich *darf* dich nach dieser Botschaft fragen!

**Allende:** Wenn ich schreibe, beziehe ich keine ideologische oder politische Position, trage keine »Botschaft« vor, nichts von alledem. Sondern ich mache Literatur, ich erzähle. Heraus kommt das, was ich bin, was ich fühle. Und was dieses Buch vermittelt, ist genau das, nämlich was ich fühle. Ich kann nicht reden oder schreiben über das, was politisch besser

ist. Als mein zweites Buch herauskam (»De amor y de sombre«), gab es unzählige Kritiken von allen Seiten, die mir vorrechneten, ich hätte dies und das schreiben sollen, die behaupteten, es sei unpolitisch, die chilenischen Streitkräfte in dieser Form anzugreifen, weil gerade in diesem Augenblick die Versöhnung mit der Armee wichtig sei - zu was weiß ich welchem Ziel und Zweck. All das sind Probleme von Politikern, ich aber bin eine Person, die Bücher schreibt und von dem reden will, was sie weiß und versteht. Das mögliche Problem, ob es in diesem Augenblick opportun sei oder nicht, über dies und jenes zu schreiben - tut mir sehr leid, aber das ist etwas, was ich nicht beachten kann, wenn ich schreibe.

**Macias:** Natürlich, aber das habe ich eigentlich nicht gemeint, sondern ich habe von der Botschaft geredet, die *aus diesem Roman* »Das Geisterhaus« klar hervorgeht...

**Allende:** ... also daß ich an Versöhnung glaube?

**Macias:** Ja.

**Allende:** Das ist richtig. Daran glaube ich. Ich glaube an ein Regime, das auf Gerechtigkeit basiert. Ich habe allerdings nie von Vergessen geredet.

**Macias.** Und dieses Regime der Gerechtigkeit - ich frage dich! - identifizierst du mit den Demokratien, die man in Lateinamerika...

**Allende:** Nie! Nicht mit den Demokratien, die man in Lateinamerika erlebt hat! Und die wie zum Beispiel in Chile nicht verhindern konnten, was geschehen ist. Wir müssen versuchen, aus uns selber heraus *neue politische, wirtschaftliche und soziale Formen zu* entwickeln. Wir sind doch alle der Dinge überdrüssig, die nicht funktionieren. So wie wir etwa die »Republiken« verstanden haben, funktioniert das in Lateinamerika nie und nirgendwo. Das Resultat sind lauter Bananenrepubliken. Da müssen wir fähig werden und die Kraft finden, originelle Lösungen zu finden. Ich meine, ich habe innerhalb dessen, was ich bin, eine ziemlich kämpferische Position. Ich habe zwar nie einer politischen Partei angehört und werde nie einer angehören, denn ich glaube nicht an diese Dinge. Ich habe vor dem Putsch auch nie an einer politischen Aktion teilgenommen. Aber heute habe ich eine Haltung, die sich immer mehr politisiert - durch die Bücher und durch den Umstand, daß ich nun außerhalb meiner Familie ein Forum habe und öffentlich reden kann. Mein Kampf gilt dem Sturz Pinochets, das hat Priorität. Es gilt, diese Diktatur zu stürzen, dann werden wir weiter sehen. Ich besitze nicht die Wahrheit, keine Lösung, ich bin keine politische Führerin und möchte es nicht sein.

**Macias:** Natürlich, du hast wiederholt gesagt, daß du nichts als Schriftstellerin bist... **Allende:** Nicht »nichts als«, ich bin außerdem noch Hausfrau. Ich habe keinerlei politische Botschaft und es interessiert mich nicht, eine zu haben.

**Macias:** Nein, nein, du bist Schriftstellerin... also das mit der Hausfrau ist wieder eine andere Geschichte. Du bist Schriftstellerin! Und als solche bist du eingebunden in die ganze Symbolik der Sprache, und mit dieser Sprache übermittelst du selbstverständlich bestimmte Botschaften...

**Allende:** Gut, meine Botschaft ist absolut klar. Ich habe eine Position in bezug auf die Diktatur und kämpfe gegen Pinochet - mit dem Wort, weil das die einzige Waffe ist, mit der ich umgehen kann. Das ist klar und ich glaube für jedermann.

**Macias:** Nun, alle Welt ist mittlerweile gegen Pinochet, sogar die US-Regierung. Aber du kannst feststellen, daß hier in Europa dein Buch von Leuten gelesen und gelobt wird, die vor wenigen Jahren noch *nicht* gegen Pinochet waren; in Zeitungen mit Lobliedern bedacht wird, die 1973 ihren Jubel über den Putsch kaum zügeln konnten. Das muß doch wohl etwas mehr mit der *Machart* deines Romans zu tun haben. Ich habe den Eindruck - dies ein partieller Interpretationsversuch des Phänomens -, daß dieser Applaus von der falschen Seite zu tun hat mit der Personalisierung und Individualisierung der Probleme in deinem Roman. Da wird etwa strukturelle Gewalt so weit personalisiert, daß sie schließlich als reiner Charaktermangel fehlentwickelter Typen interpretierbar wird.

**Allende:** Ich weiß nicht. Es stimmt, auch in Chile waren es die Leute, die den Putsch gestützt hatten, die das Geld besaßen, mein Buch zu kaufen. Und viele von, ihnen lasen es und fanden es gut! Das ist wirklich sehr komisch. Ich war darüber am Anfang etwas verunsichert, aber dann nahm ich es als gute Nachricht, denn es bedeutet, daß ich Zugang habe zu diesen Leuten, sie berühren kann. Ich öffnete eine Tür, ich weiß nicht wie, aber so ist es. Ich habe auch ein wenig Angst davor, aber ich denke, alles in allem ist es ein Gewinn.

---

Isabel Allende: Das Geisterhaus, Suhrkamp Verlag 450 Seiten, DM 38,- Der Roman »De amor y de sombre« (Von Liebe und Schatten) erscheint im August ebenfalls bei Suhrkamp

Konkret 04/86, S. 86

**Hermann L. Gremliza**

# Gremlizas express

Dies ist ein Stück von Friedrich Karl FAZbinder:

*So vorsichtiges auch, im ganzen genommen, herging bei der Antisemitismus-Debatte im Bundestag, so ist doch zu fragen, ob das offizielle Reden darüber nützlich war. Denn Antisemitismus gab es über die Jahrhunderte, und es gibt ihn heute in sozialistischen Ländern, vor allem in der Sowjetunion.*

Und da sollte es nicht nützlich sein, darüber zu reden? Will der F.K. Fromme die Sowjets schonen?

*Die »Judenvernichtung«, das Wort gehört zwischen Anführungsstriche, ist im Nazi-Staat diskret vonstatten gegangen... die Mehrzahl der heute Lebenden hatte aus Jahrgangsgründen keine Gelegenheit, den krankhaften Antisemiten Hitler nicht zu wählen... Je mehr über Forderungen geredet wird, die an die zu richten seien, die die Erben der Väter waren, von denen die meisten nur an ihre Not in der so hoch gepriesenen Weimarer Republik gedacht hatten, um so mehr wächst die Gefahr eines neuen Antisemitismus. Es gibt viel guten Willen bei den jungen und bei den nicht mehr ganz jungen Deutschen gegenüber den Juden. Einer sich unbefangen fühlenden Generation aber ist zuzubilligen, daß ihre Geduld begrenzt ist,*

weil ja schon die ganz alten Deutschen viel guten Willen gegenüber den Juden hatten und nur durch den Gedanken an ihre Not in der zu Unrecht gepriesenen Weimarer Rebublik und an den Antisemitismus in der Sowjetunion förmlich dazu gezwungen waren, die Vernichtung der Juden (die keiner Anführungszeichen bedarf) »diskret vonstatten gehen« zu lassen. Obwohl uns also die Juden und ihre linke Mischpoche mit ihrem Geseire verschonen sollten, weil wir sonst auch andere Saiten aufziehen könnten wollen wir uns doch beherrschen:

*Wie unbefangen darf der Deutsche heute sein? Er muß befangen bleiben in dem Sinne, daß die sonst leichthin erlaubte Sonderung*

neudeutsch für: Selektion

*der Mitmenschen in solche, die man mag, und andere, die man nicht mag, gegenüber Juden untersagt ist.*

Das ist zwar bitter, wenn er an den Judenlümmel denkt, der den Literaturanteil seiner diskreten Zeitung für Deutschland redigieren darf, aber für die erlaubte Sonderung von Mitmenschen, die man nicht so sehr mag, stehen uns Türken in ausreichender Zahl zur Verfügung, die auch immer zur Stelle sind, wenn in deutschen Kassen das Geld klimpert.

Einmal dabei, den Müll, der in der Stadt Frankfurt anfällt, zusammen zu fegen, will ich auch den »Pflasterstrand« kehren:

*... und der glücklose X. Y. (» Wanderer zwischen den schwulen Welten« - so ein ehemaliger Z. -Kollege)...*

Der Name war voll aber falsch ausgeschrieben, wie man es von einem Pißblatt erwarten darf, dessen Herausgeber gerade bei bürgerlichen Verlegern um Aufnahme in einen finanzstarken Konzern nachsucht und bei Burda sogar Glück haben könnte, denn kein Ding ist unmöglich bei dieser Blase. Es ist gewiß eine ohnmächtige Geste und setzt mich dem Verdacht aus, nicht jederzeit auf dem Boden der gewaltfreien Grundordnung zu stehen: Wenn aber der Autor der zitierten Denunziation wieder einmal an unsere Küsten kommt, kriegt er eins aufs Maul, daf er mit feinen Fähnen den Ftrand flaftern kann.

Der »Spiegel« ist so fein, daß seine Redakteure sich nie von der zweiten Garnitur abspeisen lassen, nicht einmal in Korschenbroich, wo der Reporter

*bei den örtlichen Spitzen-Honoratioren vorsprach,*

und zwar, wie man annehmen darf, ausschließlich bei den führenden Spitzen-Honoratioren, dem exklusiven Kreis von Leuten also, die in der ersten Reihe standen, als das neue Schwimmbad eingeweiht wurde.

Die Dichterin Ingeborg Drewitz hält für »notwendig«, daß sich der Schriftstellerverband »stärker der literarischen Repräsentanz widmet«. Außerdem verlangt sie:

*Die Grauzonen im Urheberrechtsbereich müssen endlich festgeklopft werden, sonst ist der Einbruch nicht mehr gutzumachen.*

Der Dichter H.C. Buch, Vorsitzender des Schriftstellerverbands in Westberlin und auch Streiter für mehr literarische Repräsentanz, klopft derweil die Grauzonen in Haiti fest:

*Trotzdem hätte Baby Doc vermutlich die Wahl gewonnen, hätte er den Bogen nicht überspannt... Der Besuch des Papstes, der den Stein ins Rollen brachte... Der polnische Papst gab damit grünes Licht.... Papst Woityla nahm späte Rache - ein weiterer Nagel am Sarg der Duvalier-Diktatur*

und der Verbandsvorsitzenden-Literatur, welche die weiße Fahne aufzieht, indem sie das Handtuch wirft und eine Lawine auslöst wie sie im Buch steht.

Warum wählen sie nicht den Theo zu ihrem Vorsitzenden, denn der hat's schließlich erfunden:

*Steht die Weltpolitik an einem Wendepunkt? Könnte es ein, daß die Staatsmänner der Großmächte endlich herausfinden aus dem Teufelskreis? Die Sowjetunion denkt nicht daran, die Flagge zu streichen.. Wenn die Sparaxt niedersaust ... Ein Einfrieren wäre das beste ...*

Aus diesem circulus rhinozeros gibt es keinen Ausweg, und eher läßt sich eine Sparaxt einfrieren als dem Theo das Animo nehmen, seinen Lesern mit der Schulbank zu winken:

*Ein Mann, den ein persönlicher Animus zu seiner Tat trieb...*

Er meinte natürlich nicht den Animus (Gefühl), sonder die Animosität (Feindseligkeit). Ja, der Animateur hat's schwör, anima mea!

Der Chef des Volkswagen-Konzerns, Hahn, hält die Exportchancen der Firma für sehr gut, weil es in Süd- und Südostasien für Automobile

*genug hungrige Märkte gibt.*

Kohls Satz: »Bei diesem Amt kann man nie sagen, ob das dicke Ende noch kommt oder ob man es bereits hinter sich hat« ist ja ganz komisch, aber wenn ein Redakteur der Illustrierten »Stern« das Kanzlerwort als

*launisch*

bezeichnet, ist dieses dicke Ende noch launiger.

In KONKRET hat es einer mit der Mafia:

*Also Chicago. Was denen am Eriesee einstens die Schlachthöfe waren...*

Der Vogel flog über den Michigansee. Es war aber die Ente und nicht die Schwalbe.

Daß Helmut Schmidt den Onassis-Preis (100.000 Dollar) kriegt, weil er so viel geschafft hat (fragen Sie mich nicht, was - ich weiß es), war vorauszusehen, nicht aber dies:

*Basler Literaturpreis für Günter Wallraff.- Günter Wallraff und der Basler Verleger Matthyas Jenny sind die Preisträger des erstmals verliehenen Basler Jäggi-Preises, der mit zusammen 20.000 Franken dotiert wurde. Das gab das Preiskomitee in Basel bekannt. Die Auszeichnungen sollen im März übergeben werden. Wallraff wurde als Autor ausgezeichnet,*

weil er ein ausgezeichneter Autor ist? Wer red' von sowas:

*Wallraff wurde als Autor ausgezeichnet, der zwei Jahrelang Erniedrigungen und Demütigungen auf sich genommen habe, um danach das Ergebnis seiner bitter erkauften Recherchen*

literarisch zu bearbeiten? Einfälle kann ich haben! Nix da:

*durch das Medium Buch in einer breiten Öffentlichkeit zur Diskussion zu stellen, hieß es in der Begründung.*

Und Jäggi? Hat er Demütigungen auf sich genommen, Recherchen bitter erkauft, durch das Medium Buch zur Diskussion gestellt? Oder gehört er zu jenen Versagern, die Busch und Tal still mit Mondesglanz füllen und nicht Hinz noch Leonce hinterm Ofen hervorlocken? Ich will das jetzt wissen!